DAN SHOCKER's Macabros





Nr. 15

DM 1.20

Österr. S 8.– Schweiz Fr. 1.50
Schweden Kr 2.50 inkl. qms.
Italien L 300. Spanien Pts 28
Printed in Germany

Phantoma

Tochter der Finsternis



Nr. 15

Phantoma, Tochter der Finsternis

Sie wohnte in dem kleinen Haus hinter dem Wald. Das machte die Sache so reizvoll. Nicht für ihn, sicherlich aber für alle, die dieses Haus bisher besucht hatten, um die Freuden des Lebens – wie man so schön sagt – in vollen Zügen zu genießen. Die Frau mußte schon Klasse sein, daß die Männer so auf sie flogen. Und sie war Klasse.

Er kam in das Haus und wurde empfangen wie ein Fürst.

Er behauptete, die Adresse von einem Freund erfahren zu haben. Das stimmte nicht ganz. Er kam nicht nur zu seinem Vergnügen, sondern hauptsächlich in Geschäften.

Poul MacCatney hatte sich darauf spezialisiert, untreuen Ehemännern und -frauen ein bißchen auf die Finger zu sehen. Das Geschäft lief gut. Ein Beweis, daß die Moral der Leute im Sinken begriffen war.

Das abseits liegende Haus sollte ein Liebesnest sein. Poul MacCatney nahm das nicht einfach hin.

Er hatte den Verdacht, daß die Dame des Hauses eine verkappte Mörderin war, denn einige ihrer männlichen Besucher waren später nicht wiedergesehen worden.

Die Wirklichkeit war schlimmer als sein Verdacht.

Poul MacCatney hatte es mit Phantoma, der Tochter der Finsternis zu tun, und ihr Haus war eine Schreckenskammer, die er kennenlernen sollte.

*

Es war ruhig hier draußen.

Keine Straße, kein Verkehrslärm.

Ein leiser Hauch von Musik durchzog den Raum, der in ein anheimelndes Licht getaucht war.

Rustikale Einrichtung. Man konnte sich hier wohl fühlen.

Dieses kleine Haus hatte ein ortsbekannter Industrieller erbauen lassen und vor einem Vierteljahr als Schenkung einer gewissen Anne Sitkens übergeben.

Sie war schwarz und schlank. Wenn sie sich bewegte, brachte MacCatney es nicht fertig, seinen Blick von ihren wiegenden Hüften zu nehmen. Er fand, daß der Job, den er da übernommen hatte, sich diesmal in jeder Hinsicht lohnte.

Anne Sitkens war eine jener Frauen, denen man auf den ersten Blick verfiel.

Sie ging in das Nebenzimmer. Nach der Meinung des Schotten brauchte sie sehr lange dort.

Was tat sie da?

Er erhob sich, näherte sich auf Zehenspitzen der Verbindungstür und legte behutsam die Hand auf die Klinke.

Er hatte sich vorgenommen, auf der Hut zu sein und alles zu beobachten.

Er preßte die Augen zusammen, weil ihn plötzlich ein leichtes Schwindelgefühl ergriff.

»Der Wein…« durchzuckte es ihn.

Aber er hatte nur ein Glas getrunken. Einen schweren deutschen Wein, eine Beerenauslese, den der Industrielle direkt aus Deutschland bezogen hatte.

War etwas in diesem Wein gewesen?

Der Schotte konnte es sich nicht vorstellen. Er war sehr vorsichtig gewesen und hatte aufgepaßt, daß auch Anne Sitkens vom gleichen Wein trank. Er hatte sie sogar antrinken lassen, bevor er einen Schluck nahm.

Er schüttelte sich. In seinen Ohren summte es.

»Poul!« vernahm er da wie aus weiter Ferne ihre Stimme.

Seine Rechte lag auf der kühlen Klinke. Er fühlte sich angezogen von dem Raum dahinter und gleichzeitig hielt ihn eine unerklärliche Angst davon ab, die Tür zu öffnen.

Was war nur los mit ihm?

Seine Hände zitterten. Eine ungekannte Unruhe erfüllte ihn. Er fühlte sich so schwach, als würde sein Kreislauf zusammenbrechen.

Er hatte einen viel zu niedrigen Blutdruck und wußte, wie so etwas anfing.

Verdammt, aber ausgerechnet jetzt!

Und dann noch bei Anne Sitkens! Es war zum Lachen. Eine solche Frau brachte den Blutdruck in die Höhe, da fühlte man sich topfit.

»Komm herein!« hörte er ihre verführerische Stimme.

Anne wußte, daß er vor der Tür stand und lauschte. Aber wieso?

Er drückte die Klinke. Es war ihm alles egal. Er nahm einen tiefen Atemzug und versuchte, die Benommenheit zu verdrängen.

Vielleicht war alles, was er über Anne dachte, gar nicht wahr. Es war möglicherweise nur ihre Masche, sich in ein Nebenzimmer zurückzuziehen, um die Spannung zu erhöhen. Sie wußte, daß ein Gast nicht ewig auf ihre Rückkehr warten würde und dann…

Poul MacCatney schalt sich einen Narren, unterbrach seine Gedanken und drückte die Tür weit auf.

Was er sah, brachte ihn zum Schreien.

Vor ihm wanden sich zwei riesige Schlangen auf dem Boden. Eine schnellte sofort zwischen seine Beine und umschlang seine Fußgelenke.

Aber das war noch nicht alles.

*

Das Blut in seinen Adern erstarrte zu Eis. Der Atem stockte.

Was er hier erlebte, konnte er nicht glauben.

Er sah nur noch Schlangen.

Wie die Glieder einer Kette, wie ein Vorhang hingen sie vor ihm. Ihre harten gepanzerten Leiber schwangen leise hin und her. Ruckartig stießen die flachen Köpfe mit den gespaltenen Zungen auf ihn zu. Er fühlte die harten Zungenspitzen auf seiner Nase, zwischen seinen Augen und war unfähig, die Hand zu heben, um die Köpfe der Bestien zurückzuschlagen.

Der Vorhang öffnete sich einen Spalt breit.

Lässig die Schlangenleiber zur Seite drückend, trat sie hervor.

Anne Sitkens.

Ihr schwarzes, schulterlanges Haar umrahmte ein Gesicht von seltener Schönheit. Ihre Körperbewegungen waren schlangengleich.

Ihre nackten, braunen Arme schoben die ekelerregenden Tiere beiseite. Mit einem betörenden Lächeln blickte sie den jungen Schotten an.

»Poul!« Erregung schwang in ihrer Stimme. »Du konntest nicht erwarten, mich zu sehen, nicht wahr? Hier bin ich, in meiner Welt, unter meinen liebsten Freunden, die mir jeden Wunsch von den Augen ablesen.«

Hörte er richtig? In seinen Ohren rauschte das Blut. Das waren die Worte einer Wahnsinnigen.

Was bedeuteten die Schlangen? Woher kamen sie? Wieso fühlte sich diese göttliche Frau unter diesen Viechern wohl?

Seine Rechte kam blitzschnell hoch. Er begriff selbst nicht, wie er einer so schnellen Bewegung fähig war.

Er riß seine Pistole heraus und zog durch.

Der Schuß krachte. Aber im gleichen Augenblick, als der Schuß sich löste, schlug etwas wie ein Dampfhammer gegen seinen Unterarm.

Die Mündung der Waffe, die eindeutig auf Anne Sitkens gerichtet war, flog in die Höhe. Das Projektil schlug in die Holzvertäfelung der Decke ein.

Poul MacCatney verlor den Boden unter den Füßen.

Er stürzte. Hart und stark legte sich ihm ein Ring um die Brust.

Erstickend rief er um Hilfe. Die Luft wurde aus seinen Lungen gepreßt. Er hörte, wie seine Rippen knacksten.

Eine riesige Schlange quetschte ihn zu Tode.

Schlaff fiel er zur Seite. Die Rechte hielt immer noch die rauchende Pistole.

Phantoma trat einen Schritt vor. Ihr Bein, dessen Form und Schönheit MacCatney bewundert hatte, berührte ihn beinahe zärtlich. Ihr Fuß stellte sich auf die Brust des Toten, als wolle sie damit ihren

Sieg demonstrieren und MacCatney zur erjagten Beute machen.

»Dummer, kleiner Mensch«, sagte sie leise, während die Schlangen über dem Gestänge raschelten und ihre Körper aneinanderrieben, »du hättest es nicht riskieren sollen. Es gibt Dinge, die du nicht begreifst…«

*

Poul MacCatney verschwand von der Bildfläche, als hätte es ihn nie gegeben.

Freunde hatte er nur wenige. Die ihn kannten, wußten, daß er oft tage-, ja wochenlang nicht zu Hause anzutreffen war, weil er irgendeiner Sache nachjagte. Als Privatdetektiv führte er in den Augen seiner Freunde ein beneidenswertes Leben.

Die Begegnung mit Phantoma besiegelte das Schicksal MacCatneys.

Als Brian Shalfield zwei Tage später in Glasgow sein Stammlokal »The Dragon« betreten wollte, lernte auch er Phantoma kennen.

Damit begann eine Affäre, die viel Staub aufwirbeln sollte.

*

Er war reich und verwöhnt und konnte sich jeden Wunsch erfüllen.

Die Shalfield-Fabriken belieferten Flugzeughersteller und die Elektronik-Industrie. Bauteile, die bei Shalfield entwickelt wurden, fand man wieder in Transistorradios, in hochwertigen Kameras und in Nachrichtensatelliten ebenso wie in der komplizierten Steuerungsmechanik amerikanischer Raketen, ob sie nun für militärische Zwecke oder zur Erforschung des Weltraumes eingesetzt wurden.

Es gab einen Slogan: »Shalfield ist überall dabei.«

Nicht nur die Produkte waren damit gemeint, sondern auch der Firmenchef Brian Shalfield, der überall anzutreffen war. Ob auf Tahiti oder Hawaii, in Acapulco oder Kuala Lumpur: Wo Feste gefeiert wurden, mischte Brian Shalfield mit. Er flog von einem Vergnügen ins andere und war heute hier, morgen da. Shalfield kannte jedermann. Er füllte die Klatschspalten der Presse und war dafür bekannt, daß er ständig eine andere weibliche Person am Arm hatte. Er suchte sich die schönsten aus, genoß mit ihnen Leben und Liebe, und da alles vergänglich war, endeten diese Liebschaften auch sehr schnell.

Diesmal schien es ihn aber ernsthaft erwischt zu haben.

Er war mit seiner zweimotorigen Maschine, einer Cesna, nach Glasgow gekommen, um dort in dem exklusiven »Dragon-Club« das Wochenende zu verbringen.

Am Mittwoch noch hatte er Kaffee in Paris getrunken mit ein paar

Freunden, die er schon lange nicht mehr gesehen hatte. Seine ursprüngliche Absicht war es gewesen, in Paris zu bleiben. Da war der Anruf aus Glasgow gekommen.

Für den Abend war im »Dragon-Club« ein Auftritt von Madame Shong vorgesehen. Von ihr wurde behauptet, daß sie schon einmal gelebt habe und sich in Trance an jede Station ihres früheren Lebens erinnern könne.

Shalfield hatte schon immer auf eine Gelegenheit gewartet, Madame Shong kennenzulernen.

Der Besitzer des Clubs »The Dragon«, in dem die Creme der Gesellschaft verkehrte und diejenigen, die sich für die Creme hielten, sorgte hin und wieder für solche Überraschungen, um sein verwöhntes Publikum bei Laune zu halten.

Für seine Kunden gab es nichts Schlimmeres als Langeweile. Sie hatten schon alles erlebt, nichts konnte ihnen imponieren. Madame Shong aber war einmalig auf der Welt.

Brian Shalfield ließ sich die gebotene Möglichkeit nicht entgehen.

Als es dunkel wurde, landete er auf dem Flughafen von Glasgow, der schottischen Millionenstadt. Er ließ sich nicht sofort zum »Dragon-Club« fahren.

Er mußte sich immer erst das typische Flair einer Stadt um die Nase wehen lassen, um überhaupt zu merken, daß er wieder woanders war.

Er zahlte das Taxi auf dem George Square und stieg aus. Leicht ironisch erwies er Sir Walter Scott eine Reverenz, der immer noch auf dem Denkmalsockel saß. Aber er dachte sich keine Abenteuer-Romane mehr aus. Die geschahen jetzt zu seinen Füßen in der Wirklichkeit.

Shalfield ließ sich vom flutenden Verkehr in die Buchanan Street tragen. Hier fand er nicht die Eleganz von London oder gar Paris. Aber in den Schaufenstern gab sich der Reichtum der bedeutenden Wirtschaftsmetropolen zu erkennen. Und unter den Passanten waren alle Rassen der seefahrenden Völker der ganzen Erde vertreten. Es war schon ein erregendes Bild, das die auf und ab flackernden Lichtreklamen in alle Farben des Spektrums eintauchte.

Shalfield schlenderte so vor sich hin. Er hatte kein Ziel. Und doch landete er in einer stillen Nebenstraße, in der sich die Luxuswagen der Welt ein Stelldichein gegeben hatten: Rolls-Royce und Cadillac, Mercedes und Alfa-Romeo. In den Wagen saßen uniformierte Chauffeure, lasen Zeitung oder Heftromane. Ihre Herrschaften waren in dem Haus, das auf einem vornehmen blau-grauen Untergrund einen gewaltigen chinesischen Drachen zeigte.

Vor dem Haus sah er sie.

Es traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er hatte überhaupt keine Lust mehr, noch in den Club zu gehen, um Madame Shong zu

erleben.

Die Fremde faszinierte ihn. Er konnte sich nicht erinnern, daß eine Frau jemals eine so sinnbetörende Wirkung auf ihn gehabt hätte.

Er hatte viele Frauen besessen, kannte ihre Stärken und Schwächen. Es war meistens amüsant mit ihnen gewesen.

Aber diese Fremde… sie strahlte etwas aus, das er wie einen elektrischen Strom spürte.

Er mußte sie kennenlernen.

Und er lernte sie kennen. Es bereitete ihm keine Schwierigkeit, sie anzusprechen.

Er tat es nicht ohne Geschick. Er hatte auf den ersten Blick erkannt, daß er ihr nicht mit einer der üblichen Maschen kommen durfte. Sie war kein billiges Straßenmädchen.

Shalfield ertappte sich dabei, daß er darüber nachdachte, wie diese Frau wohl zu erobern wäre. So was kannte er nicht.

Er hatte es leicht bei den Frauen. Er sah nicht einmal gut aus, aber er hatte die ungezwungene selbstsichere Art, hinter der man ein großes Vermögen und Macht spürte.

Außerdem kannte man überall den steinreichen Shalfield. Oder er bildete es sich wenigstens ein.

Diese Frau aber…

Er sah sie an und konnte nicht mehr denken. Er vergaß alles um sich und – und sich selbst.

War das die wahre Liebe? Gab es so was denn wirklich? Sie sollte ja unversehens, ohne vorherige Anmeldung kommen. So stand es in den Romanen.

Ohne konventionelles Vorspiel ging er sofort auf die Sache los: Er lud sie ein in den Club.

Dafür zeigte sie aber kein Interesse. Damit hatte er mit einem Mal auch kein Interesse mehr an dem »Dragon-Club« und – an Madame Shong.

Die fremde Frau wollte er kennenlernen. Das war das einzige, was ihn noch interessierte.

So etwas war ihm noch nie passiert.

*

In einer Hotelbar nahmen sie einen Drink zu sich.

Sie unterhielten sich angeregt. Er erfuhr, daß sie Anne Sitkens hieß.

Im gleichen Hotel mietete er ein Apartment. Er machte nicht lange Umstände. Weshalb sollte er zwei Zimmer nehmen, wenn er genau wußte, daß Anne Sitkens in dieser Nacht doch nicht in ihrem Bett schlafen würde?

»Du solltest mit mir kommen«, sagte er, während seine Hände zärtlich ihre Schultern streichelten und langsam über ihren Rücken nach unten glitten.

»Mit dir? Wohin?«

»Nach Afrika. Ich habe alles vorbereitet. Ich bin eigentlich heute nur durch einen Zufall hier. Wenn es mich packt, setze ich mich in das Flugzeug, fliege nach drüben und nehme an einer Safari oder Elefantenjagd teil. Das macht viel Spaß.«

Sie hörte ihm aufmerksam zu. In ihren Augen flackerte ein seltsames Licht, das ihm entging, weil er ihre Oberarme küßte, ihren Nacken und sich langsam dem Ansatz ihrer Brüste näherte.

»Vielleicht«, sagte sie, »vielleicht werde ich mitkommen…«

Dann sprachen sie nicht mehr viel miteinander.

Wie ein Vulkan brach die Leidenschaft dieser Frau auf, der er von einer Minute zur anderen verfallen war.

Aber selbst die Flut der Gefühle war Berechnung. Nur eine Frau wie Phantoma war zu einem solchen Schauspiel fähig. Alles bei ihr war Berechnung. Sie hatte einen Auftrag zu erfüllen. Sie war die Tochter Mandragoras, der Herrin der Angst. Auf einem fernen Planeten geboren, hatte sie Menschengestalt angenommen, um verlorenes Terrain zurückzuerobern.

Kein Mensch auf der Erde wußte, daß ein außerirdisches Wesen unter ihnen wandelte. Phantoma war ein Teil der bösartigen Mandragora, die einst ihre körperliche Erscheinung verloren hatte und nur noch reiner Geist war, dem viele Völker auf der Erde und anderen bewohnten Planeten Tribut zollten.

Phantoma lächelte still in sich hinein.

Sie mußte einflußreiche Männer kennenlernen, die auf der Erde etwas zu sagen hatten, die Macht besaßen.

Auf diese Weise war sie gutgefahren im Laufe der letzten Wochen. Zunächst einmal war es wichtig für sie gewesen, unterzutauchen.

Es gab nur einen Mann auf der Erde, der ahnte, daß sie existierte. Das war Björn Hellmark. Er war Zeuge geworden, wie Mandragora eine irdische Frau in ihre Netze verstrickt und sich deren Körper annektiert hatte. Mandragoras Geist war in den Körper der Toten gefahren. Seit dieser Zeit existierte Phantoma, die diesen Leib ihren Vorstellungen entsprechend geformt hatte.

Über Hamburg war sie nach London gekommen. Sie mußte erst einmal aus dem Blickfeld verschwinden und ihre Machtzellen an verschiedenen Orten errichten, um Sicherheit zu gewinnen.

Auf der Fähre nach England hatte sie den Schotten Brighton kennengelernt, einen schwerreichen Mann. Der hatte sie mitgenommen in sein abgelegenes Landhaus. Dort hatte er zu spät erkannt welche Hexe er in sein Haus gebracht hatte.

Nun war Brian Shalfield an der Reihe.

Ja, sie würde mitkommen. Man sollte sich nie zu lange an ein und demselben Ort aufhalten.

*

Madame Shong war eine einfache, zierliche Persönlichkeit. Ihr Auftritt erfolgte später als zunächst angekündigt worden war. Die Malaiin hatte darum gebeten.

Sie fühlte sich nicht disponiert. Man fürchtete schon, daß nichts daraus würde.

Aber die Anwesenden faßten sich in Geduld.

Man rauchte und trank und diskutierte. Als versöhnende Einlage hatte der Inhaber des »Dragon-Clubs« das hauseigene Ballett auf die Bühne geschickt. Die Girls waren gut gewachsen, eine Augenweide. Sie zeigten einen Strip, der kein bißchen ordinär, dem Niveau des Clubs angepaßt war.

Der Inhaber des Clubs, Harry Felman, wußte, was er seinem exklusiven Publikum schuldig war.

Gut gewachsen wie die Girls auf der Bühne waren auch diejenigen, welche bedienten.

Die meisten Anwesenden waren Stammgäste.

Auffallend an diesem Abend war ein braungebrannter junger Mann mit einem markant geschnittenen Gesicht. Er trug eine leicht dunkel getönte Brille, als müsse er seine Augen vor dem grellen Licht der Bühnenscheinwerfer schützen. Ein grauhaariger Engländer mit einem Spitzbart ließ den Blick in die Runde schweifen. »Der Blonde mit der Brille«, bemerkte er zu seinem Nebenmann, der das Haar glatt nach hinten gekämmt hatte und wie ein Dandy aussah, »ich habe ihn hier noch nie gesehen. Wer ist das?«

Der Nebenmann war Stammgast im Club.

»Er kommt aus Genf, habe ich mir sagen lassen. Ist aber ein Deutscher. Hellmark heißt er. Er scheint speziell wegen der Shong gekommen zu sein. Er besitzt eine Identitätskarte, die ihm die Türen der exklusivsten Clubs in aller Welt öffnet. Aber er scheint nicht viel Wert auf Gesellschaft und Geselligkeit zu legen. Führt ein bißchen ein Einsiedlerdasein.« Diese Worte bewiesen, daß der Sprecher nicht viel über Björn Hellmark wußte.

Der sympathische Besucher, fast der jüngste unter all den Anwesenden, war alles andere als ein Einsiedler. Er stand mit beiden Beinen im Leben, und im Gegensatz zum Dasein der meisten Söhne reicher Väter war sein Leben randvoll von Abwechslung.

Er trank einen Manhattan und war froh, als Madame Shong endlich auftrat. Schlagartig wurde es still im Clubraum.

Madame Shong war höchstens einssechzig groß und sehr schmal. In ihrer Begleitung befand sich ständig ein englischer Arzt, der sich durch seine Hypnoseexperimente einen Namen gemacht hatte. Der Mann hatte Madame Shong in einem kleinen malaiischen Dorf entdeckt, in dem er Entwicklungshilfe geleistet hatte. Die Leute im Dorf behaupteten, Rosalind Shong sei mit mehreren Narben auf ihrem Leib zur Welt gekommen. Dr. Haines war dem Gerücht nachgegangen und fand tatsächlich Anhaltspunkte dafür, daß diese Narben auf keinen Fall nach der Geburt Rosalinds entstanden waren.

»In langwierigen Untersuchungen«, wies Dr. Haines seine Zuhörer ein, »konnte ich feststellen, daß sie mit den Narben geboren worden ist. Wie aber kamen sie an ihren Körper, werden Sie mich fragen. Eine Verletzung im Mutterleib von solchem Ausmaße?«

Madame Shong streifte das erdfarbene Gewand, das sie trug, ab. Sie war darunter nur mit einem dunkelroten Bikini bekleidet. Deutlich waren die Narben zu sehen. Am linken Bein reichte die eine vom Knie über den ganzen Oberschenkel. Die zweite Narbe lief quer über ihre Brust. Eine kleinere Narbe war am linken Oberarm zu erkennen.

Es sah aus, als wäre Madame Shong in mehrere Messer gerannt.

»Freunde und Verwandte haben Rosalind Shong im Schlaf sprechen hören. Sie soll dabei eine Umwelt geschildert haben, die niemand von ihnen bekannt war. Ich habe herumgefragt. Man erzählte, Rosalind habe als Kind mehrmals verlangt, zu ihren Eltern zurückkehren zu dürfen. Dabei war sie bei ihren Eltern. Was war mit dem Mädchen los?«

Dr. Haines machte eine bedeutsame Pause. Die Zuhörer hingen an seinen Lippen.

»Stück für Stück tastete ich mich in ihre empfindsame Seele vor. In Tiefenhypnose sprach sie in einer Sprache, die sie nicht kennen konnte. Sie konnte sie auch nicht gehört haben. Ich stellte fest, daß es sich um einen alten schottischen Dialekt handelte, der zuletzt vor hundert Jahren gesprochen worden ist. Immer wieder erzählte sie von einem bestimmten Dorf. Sie kannte nur eine Silbe seines Namens. Madame Shong hat darüber ein Buch veröffentlicht mit dem Titel 'Ich war schon einmal auf der Welt'. Darin beschreibt sie alles, was sie über ihre frühere Existenz weiß.«

Björn kannte dieses Buch. Er informierte sich stets umfassend über parapsychologische Phänomene und übersinnliche Erscheinungen. Er wußte, daß sich oft dahinter ein Angriff verbarg, den niemand ahnte.

Wurde Rosalind Shong als Werkzeug benutzt oder war in einem früheren Leben etwas vorgekommen, das auf die Einwirkung übersinnlicher Mächte zurückging?

Hellmark hatte sich sofort auf den Weg gemacht, als er hörte, daß diese ungewöhnliche Frau in Glasgow einem Kreis von

Persönlichkeiten vorgestellt werden sollte, dem Ärzte und Parapsychologen angehörten. Dieses Symposium war für den morgigen Tag angekündigt.

Daß Mister Harry Felman, der Inhaber des »Dragon-Clubs« es fertiggebracht hatte, noch vor diesem Termin einen Auftritt Rosalind Shongs in seinem Haus zu erreichen, sprach für sich.

In den nächsten Tagen sollte die Malaiin eine Reise durch das Land machen, in dem sie ihren eigenen Angaben zufolge schon einmal gelebt hatte, ehe sie hundert Jahre später in einem kleinen Dorf auf der anderen Seite des Globus wiedergeboren worden war.

»Sie sind alle dazu aufgerufen, mitzuhelfen«, schloß Dr. Haines seine Ausführungen. Er war ein Mann von asketischem Aussehen. Seine Haut war von Wind und Sonne zu Pergament gegerbt. Es schien, als hatte der jahrelange Aufenthalt unter den Angehörigen einer anderen Rasse Haines' Aussehen beeinflußt. Es haftete ihm etwas Chinesisches an. »Ich werde sie wieder nach der Umgebung und der Familie fragen, die sie aus einem früheren Leben her kennt. Ich werde mich auch weiterhin darum bemühen, herauszufinden, was oder wer Rosalind, die Narben beigebracht hat, die sie in ihr zweites Leben mitgebracht hat. Ich glaube, eine Möglichkeit entdeckt zu haben.«

Eine Zuschauerin stöhnte erregt: »Nein…?« Dr. Haines bat mit einer Geste um Ruhe. »Rosalind konnte die Familie, bei der sie vor einhundert Jahren aufwuchs, beschreiben, erinnert sich an einige Namen und konnte auch ihren eigenen bruchstückhaft angeben. Danach hieß sie Sioban. Vom Nachnamen weiß sie nur, daß er mit 'Mac…' anfängt. Jede Sitzung bedeutet ein neuer Vorstoß ins Unbekannte, meine Damen und Herren. Aber seien Sie nicht allzu sehr enttäuscht, wenn gar nichts dabei herauskommt. Stören Sie die Sitzung auch nicht durch unnötige Unruhe, wenn etwas eintreten sollte, was sie überrascht, erregt oder erschreckt. Wenn Ihnen auf Grund der Aussagen etwas einfallen sollte, rufen Sie bitte auf keinen Fall dazwischen. Das könnte schlimme Folgen haben für Rosalind Shong. Warten Sie, bis ich sie wieder zurückgerufen habe.«

Das Ganze hörte sich geheimnisvoll an und faszinierte die Anwesenden.

Das war doch einmal etwas ganz anderes.

Es war so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören.

Dr. Haines versetzte Rosalind Shong mit einem Bezugswort, auf das er sie eingestimmt hatte, in Hypnose. Die Malaiin lag flach auf einer Liege und schien kaum zu atmen.

Haines stellte seine Fragen. Nach Alter, Name, Herkunft.

Klar und deutlich antwortete sie in der Sprache ihrer Heimat. Englisch konnte sie auch, aber sehr schlecht.

Haines übersetzte ihre Antworten. Aber niemand im Club hatte

eine Kontrolle darüber, ob das auch alles stimmte.

Hellmark liebte keine Angaben aus zweiter Hand. Aber er mußte sich wohl oder übel mit dem zufriedengeben, was ihm serviert wurde.

Dr. Haines führte die Malaiin weit in die Vergangenheit zurück. Rosalind Shong gab Einzelheiten aus ihrer Jugend preis, aus ihrer Kindheit, Erlebnisse, Abenteuer, Gespräche. Haines überwand die Schwelle des Säuglingsalters und führte das Medium bis zum Augenblick ihrer Geburt zurück.

Genaue Eindrücke waren zurückgeblieben, an die sie sich im Wachzustand garantiert nicht erinnern würde.

Jetzt hätte das Nichts in der Erinnerung Rosalind Shongs kommen müssen. Aber genau das Gegenteil war der Fall.

Ein neues Leben begann. Aber nicht mit der Geburt.

Rosalind Shong war jetzt 'Sioban Mac…' sollte die Einzelheiten schildern.

Sie redete schottisch. Akzent und Tonfall stimmten. Es kamen Worte vor, die Hellmark noch niemals gehört hatte. Dialekt.

Er merkte, wie ein Mann neben ihm hörbar die Luft durch die Nase zog und für einen Moment lang vergaß, wovor Haines seine Zuhörer gewarnt hatte: sich auf irgendeine Weise zu äußern.

»Das gibt es doch nicht!« entfuhr es dem Gast. »Wenn ich…«

»Pssst«, erinnerte Hellmark den Nebenmann. Er sah wie Haines den Kopf drehte. Unruhe spiegelte sich auf dem Gesicht des Mediums, die Augenlider zuckten.

»Was sehen Sie, Sioban, schildern Sie genau Ihre Gefühle«, sagte Haines klar und führte den Test weiter.

»Eine Wohnung… viele dunkle Möbel… da sind drei Personen. Eine davon ist meine Mutter, die andere mein Vater. Die dritte – ein Kind. Es ist Abend… die Öllampe brennt… ich… ich…«

Stocken. Schnelleres Atmen.

Sioban Mac… alias Rosalind Shong schluckte heftig.

»Sie haben es mir schon mehr als einmal gesagt, Sioban«, half der Arzt mit ruhiger Stimme. »Sie erinnern sich ganz genau. Was sehen Sie, Sioban?«

»Ich erhebe mich… ich gehe zum Fenster…« Ihre Stimme klang leise. Die Worte kamen stockend so als überlegte sie erst, was sie nun sagen mußte.

Die Atmosphäre im Club war seltsam geladen. Es war Haines anzusehen, daß etwas eingetreten war, womit er selbst nicht gerechnet hatte.

Dieser Teil der Rückführung in Rosalind Shongs Erinnerung war bisher immer glatt verlaufen.

Aber nun kam jene Einzelheit hinzu, auf die er schon so lange wartete.

Bisher hatte Rosalind Shong immer nur von dem Fremden gesprochen, der plötzlich da gewesen sei. Aber sie hatte nie erklären können, woher dieser Fremde gekommen war.

Die Rückführung über die Geburt als Rosalind Shong hinaus hatte immer mit ihrem Tod als Sioban Mac… geendet. Nun kam endlich der Hinweis, wie der Unbekannte eingedrungen war.

Ein Mosaiksteinchen mehr war plötzlich da.

»Was machten Sie am Fenster?« Haines leckte sich über die Lippen. Alle merkten, daß etwas Besonderes vorging. Entweder waren dieser Arzt und sein Medium ein Betrügerpaar, wie es im Buche stand, oder sie alle wurden Zeuge eines nicht alltäglichen Vorganges, eines Augenblicks, der unter Beweis stellte, daß der Mensch sein eigenes Ich doch noch nicht so erforscht hatte, wie er gern glauben mochte.

»Ich öffne es. Die Luft draußen ist wunderbar mild… wir sind alle auf wegen Ritchie… das ist mein kleiner Bruder. Er ist krank… er hat Fieber… wir warten auf den Arzt… Das Wetter ist gut… die Wege trocken. Er kann mit der Kutsche gut vorankommen. Mein größerer Bruder ist ins Dorf geritten, um dem Arzt Bescheid zu sagen. Um Ritchie steht es sehr schlimm. Er kann kaum noch atmen. Er bekommt keine Luft mehr… wird die Nacht nicht mehr überleben… kann der Arzt noch etwas für ihn tun? Niemand glaubt mehr daran… Vater liest in der Bibel, Mutter hält Ritchie auf dem Schoß… den kleinen, sterbenden Ritchie… mein Gesicht ist ganz heiß… habe ich Fieber…? Ich stehe am Fenster wie in Trance… starre in den dämmrigen Wald…«

Zum erstenmal eine nähere Ortsbeschreibung! Die Angabe, daß ein Wald in der Nähe der Behausung der Macs… gestanden hatte, war nicht viel. Aber es war ein Anfang.

Haines ließ nicht locker. »Was sehen Sie noch, Sioban? Sehen Sie genau hin, vielleicht können Sie etwas erkennen…«

»Dem Fenster gegenüber… eine Holzbank, ein Tisch… die hat Vater selbst gezimmert… aus Buchen. Tisch und Bank stehen etwas… tiefer… in einer Mulde… man merkt nicht, daß der Berg in der Nähe ist… alles scheint flach und eben zu sein…«

Sie unterbrach sich.

»Was für ein Berg ist in der Nähe, Sioban? Sie sind dort zu Hause, Sioban, Sie kennen den Namen, nicht wahr?«

Rosalind Shong alias Sioban Mac… setzte zum Sprechen an, aber es kam nicht über ihre Lippen, was Dr. Haines erwartet hatte. »Die Kutsche… der Arzt kommt…«

Sie beschrieb den Vorgang genau. Sie befand sich in einer äußerst günstigen geistigen Disposition. Die Bilder liefen nur so vor ihr ab.

Der Arzt, der den kleinen Ritchie behandelte, wurde ausführlich geschildert. Er konnte ihm nicht mehr helfen. Ritchie starb in dieser

Nacht.

Auch diese Mitteilung war neu für Dr. Haines.

»Mutter sitzt weinend im Stuhl. Vater steht neben ihr, seine Rechte liegt auf ihrer Schulter. Der Arzt warnt uns vor dem Geisteskranken… wir sollen auf der Hut sein. Seit Tagen suchen sie ihn. Er muß sich hier irgendwo in den Wäldern oder den Hills verstecken. Einem Bauern hat er eine Kuh abgeschlachtet. Der Geistesgestörte hat ein Schlachtermesser. Wir sollen niemandem die Tür öffnen… da!… ein Schatten… fliegt durchs Fenster… neeeiiin!« Der Schrei, den sie von sich gab, war so schrecklich, daß allen eine Gänsehaut über den Rücken lief.

Wie im Krampf warf Rosalind Shong sich auf der Liege hin und her. Ihre Arme wirbelten herum wie Windmühlenflügel, als kämpfe sie gegen einen unsichtbaren Gegner an.

»Mein Bein! Aaah!«

Alles ging drunter und drüber. »Das Messer… um Gottes willen… ich blute… iiihhh…«

Den Zuhörern sträubten sich die Haare. Sie erlebten den Tod einer dreiundzwanzigjährigen jungen Frau, die gegen einen Geisteskranken kämpfte, der brutal auf sie einstach.

Ihre Bewegungen wurden matter.

Dann stille.

Haines schluckte. Diesen letzten Teil des Dramas kannte er schon. Er konnte schon nicht mehr erzählen, wie oft er diese schrecklichen Minuten in Rosalind Shongs erstem Leben zurückgeholt hatte.

Der Geburt der Rosalind Shong war stets der Augenblick des Todes der Sioban Mac… gefolgt.

Haines hatte in den vorausgegangenen Sitzungen einiges über das Leben in dem einsamen Haus der Familie erfahren. Aber kurz vor dem Eintritt des Todes war stehts eine große Lücke gewesen. Er wußte, daß Sioban Mac… durch Messerstiche eines Unbekannten ums Leben gekommen war. Aber nun, durch einen unerwarteten Sprung in die Zeit vor dem Eintritt des Todes hatte er Kenntnis von einem Geisteskranken, von der Behandlung des kleinen Ritchie und eine oberflächliche Beschreibung der Umgebung erhalten, in der das Haus vor einem Jahrhundert gestanden hatte.

*

Haines wollte das Experiment noch nicht abbrechen.

Er tupfte den kalten Schweiß von der Stirn seines Mediums und stellte weiterführende Fragen.

Aber es kam nichts mehr zustande.

Ihre Stimme wurde merklich schwächer. Für Haines war der

Zeitpunkt gekommen, die Malaiin aus dem Tiefenschlaf zu wecken. Sehr behutsam holte er sie in ihr jetziges Dasein zurück und führte sie durch einen Seiteneingang in ein Zimmer, wo sie sich ausruhen konnte.

Dr. Ian Haines kehrte noch einmal in den Club zurück, wo sich inzwischen Diskussionsgruppen gebildet hatten.

Felman, der Inhaber, konnte zufrieden sein. Er hatte seinem verwöhnten Publikum wieder etwas geboten, worüber sie sich die Köpfe heißreden konnten.

Wahrheit? Scharlatanerie? Keiner vermochte es zu sagen. Das Ganze konnte ein abgekartetes Spiel sein.

Björn Hellmark war es darauf angekommen, sich ein persönliches Bild von der zierlichen Malaiin zu machen. Ihr Auftritt hatte einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen.

Er hatte gehofft, ein paar persönliche Fragen an sie richten zu können, aber er sah ein, daß dies unter den gegebenen Umständen nicht möglich war.

Rosalind Shong brauchte Ruhe.

Aber Dr. Haines stand Rede und Antwort.

Er verteidigte seinen Standpunkt, obwohl er von vielen Seiten zu hören bekam, daß das Ganze wohl eine raffinierte Show sei, in der die einzelnen Reaktionen abgesprochen seien.

Hellmark vertrat dagegen seinen Standpunkt und ging von der Darstellung Haines' als Tatsache aus. Rosalind Shong hatte die Verletzungen in einem früheren Leben erlitten. Darum zog es die Malaiin mit Macht hierher nach Schottland. War dies ein natürlicher Trieb oder steckte etwas anderes dahinter?

Björn würde die Augen offenhalten und da Nachforschungen anstellen, wo ihm etwas merkwürdig vorkam.

Er verließ sich in vielen Dingen auch auf seinen unsichtbaren Freund Al Nafuur. Der konnte ihm manchmal Tips geben. Aber diesmal ließ er wieder auf sich warten. Björn konnte nicht erwarten, fertige Lösungen zu bekommen.

Er verließ den »Dragon-Club« eine halbe Stunde vor Mitternacht.

Im Hotel »Exquisit«, zwei Straßenecken weiter, war er untergebracht.

Von dort aus rief er in Genf an. Carminia hob ab.

»Hallo, 'Schoko', ich wollte dir nur sagen, daß es mir gutgeht, daß ich dich liebe und dir eine gute Nacht wünsche.«

»Das ist kurz, bündig und herzlos wie immer«, sagte die charmante Stimme am anderen Ende der Strippe. »Und vor allen Dingen stimmt es nicht, es kann ja gar nicht stimmen.«

»Wieso?«

»Wenn du behauptest, es gehe dir gut, dann liebst du mich nicht.

Liebst du mich aber, dann kann es dir nicht gutgehen, claro?«

Gegen diese Logik war nichts einzuwenden.

Björn teilte Carminia Brado mit, daß er noch einen oder zwei Tage in Glasgow bleiben wolle. Irgendwie – so fühlte er – zog es ihn zu Rosalind Shong hin.

»Ich werde dir alles erklären, wenn ich zurück bin. Im übrigen ist noch eine Frau im Spiel, 'Schoko'.«

»Du bist der reinste Eunuch.«

»Nein, 'Schoko', da liegt eine Begriffsverwechslung vor. Ein Eunuch ist der andere. Ich wäre in dem Falle der Haremsinhaber. Aber es ist fraglich, ob das eine reine Freude wäre. Das Mädchen, auf das ich scharf bin, hat so seine eigenen Marotten. Es ist – Phantoma. Ich sehe Anzeichen dafür, daß ihre Spur hierher nach Schottland führt. Das ist der zweite Grund, weshalb ich hierbleibe. Ich habe den Verdacht, daß die Anwesenheit Phantomas und die Ankunft Rosalind Shongs etwas miteinander zu tun haben.«

*

Dies war in der Tat eine Sache, die ihn zu besonderen Überlegungen zwang.

Seit seinem Abenteuer in der Welt Mandragoras gab es keinen Zweifel mehr, daß es ihr gelungen war, ihre böse Brut auf die Erde zu schleusen. Phantoma hatte die Hülle einer Toten, deren Geist Mandragora in ihrer unheilvollen Welt gefangen hielt, übernommen. Hellmark hatte eine wahre Sisyphusarbeit geleistet, um herauszufinden, welchen Weg dieser neue Feind eingeschlagen hatte. Daß es ein Feind war, darüber bestand kein Zweifel. Die Umstände, die zur Entstehung Phantomas geführt hatten, sprachen für sich.

Menschen wurden ausgenutzt, manipuliert. Sie verloren ihr Leben.

Hellmark hatte nicht nur selbst größte Aufmerksamkeit walten lassen, sondern auch Carminia Brado und Rani Mahay mit eingespannt auf der Suche nach besonderen Meldungen, welche die Behörden und die Öffentlichkeit beunruhigten.

Waren in der letzten Zeit seltsame Vorkommnisse aufgetreten, die auf ein Wirken außersinnlicher Mächte schließen ließen?

In diese Suche nach dem Unbekannten hatte Björn sogar seinen Freund Richard Patrick, den amerikanischen Verleger der Zeitschrift »Amazing Tales«, eingeschaltet. Patrick verfügte über einen Stab von Mitarbeitern, die darauf trainiert waren, unerklärlichen Vorgängen nachzugehen und darüber zu berichten. Patrick war einer der wenigen Überzeugten, die an das Einwirken unsichtbarer Mächte in unsere Welt glaubten.

Hellmark konnte zufrieden sein mit der Hilfe, die er auf diese

Weise erhielt. So hatte sich durch die gemeinsamen Bemühungen immerhin herauskristallisiert, daß Phantoma Deutschland verlassen und die Britische Insel angesteuert hatte.

Eine Reihe merkwürdiger Vorfälle beschäftigte seit Wochen die schottischen Behörden. Menschen verschwanden und tauchten nicht wieder auf. Hellmarks Erfahrungen mit dem Reich der Unsichtbaren besagten, daß dies ein typisches Erscheinungsbild für ihr Wirken sein konnte.

Da war der Fall Louis Brighton, der ihn intensiv beschäftigte. Brighton war ein schwerreicher Mann, lebte aber zurückgezogen und einfach. Es gab nicht viel zu berichten über ihn. Keine Skandale, keine rauschenden Feste, keine Weibergeschichten.

Auf einer Fähre nach England aber war aufgefallen, daß sich eine Frau von betörender Schönheit in seiner Begleitung befand.

Brighton war achtundfünfzig. Ein findiger Reporter, der zufällig an Bord war und den Schotten erkannt hatte, schrieb darüber in einer Boulevardzeitung und stellte die Frage, ob Brighton seine langjährige Weiberfeindschaft und Abstinenz aufgegeben hätte und sich vielleicht sogar mit Heiratsplänen trüge? Meldungen in Zeitungen dieser Art waren mit Vorsicht zu genießen. Aber ein Körnchen Wahrheit steckte doch manchmal auch in ihnen, trotz aller Sensationslust, die sie erregen sollten.

Mit Brighton stimmte etwas nicht mehr seit seiner Fahrt auf dem Schiff.

Hing dies mit der Begegnung zusammen? Die fremde Frau, schrieb der Reporter, könne einem Mann den Kopf verdrehen. Er könne sich gut vorstellen, daß Louis Brighton alle seine Vorsätze, die er jemals gefaßt hatte, über den Haufen geworfen hätte.

In der Tat verhielt Brighton sich so, wenn man diese Spur konsequent weiterverfolgte.

Er war in seinem Landhaus am Rande der Ochil Hills untergetaucht und hatte seine neue Freundin dorthin mitgenommen. Er vernachlässigte seine Freunde, und Hellmark fiel auf, daß seit der Rückkehr Brightons die unerklärlichen Vermißtenmeldungen zunahmen.

Bestand da ein Zusammenhang?

Er war es gewohnt, umfassende Kombinationen anzustellen und Gedanken zu verfolgen, die einem anderen gar nicht gekommen wären. Diese Fähigkeit war bisher seine beste Lebensversicherung gewesen.

Jede Polizeidienststelle der Welt wäre froh gewesen, einen Kopf wie Hellmark zu ihrer Verfügung zu haben. Aber hätte er seine Kenntnisse weitergegeben, würde er nur Unglauben und Ablehnung geerntet haben. Er war seiner Zeit voraus. Er hatte Einblicke in

Zusammenhänge gewonnen, die anderen notgedrungen fremd sein mußten. Er blieb vorerst noch ein Außenseiter und war fast ausschließlich auf Eigeninitiative angewiesen, da eine Zusammenarbeit mit den Behörden aufgrund der allgemein verbreiteten Meinungen kaum oder gar nicht zustande kommen konnte.

Selbst wenn es ihm gelang, das Wohlwollen der einen oder anderen Dienststelle zu erlangen, nützte ihm das nicht viel. Sein Aufgabenbereich war nicht auf eine bestimmte Umgebung, auf einen genau umrissenen Bezirk beschränkt. Die ganze Welt war sein Betätigungsfeld. Das erschwerte seine Mission enorm.

Er mußte mit viel Fingerspitzengefühl an eine Sache herangehen, von der er glaubte, daß dabei etwas Gutes für die Allgemeinheit herauskommen würde.

Er arbeitete aber nicht gegen die Behörden. Er hielt sich an die Gesetze und wäre der letzte gewesen, der sie überschritten hätte.

Als er in seinem Hotelzimmer angelangt war, ließ er diesen Tag und besonders die letzte Stunde noch einmal vor seinem geistigen Auge Revue passieren.

Zwei Dinge wollte er gleich morgen früh tun: erstens eine Fahrt zum Landhaus Brightons machen und zweitens eine persönliche Begegnung mit Rosalind Shong herbeiführen, die sich von ihrem Auftritt noch erholen mußte, aber morgen sicherlich zu sprechen sein würde.

*

Ein Paar wollte bereits im Morgengrauen das Hotel »Exquisit« verlassen.

Brian Shalfield und Anne Sitkens nahmen ein leichtes Frühstück ein.

Der Playboy und seine Begleiterin plauderten angeregt. Es sah so aus, als würden sie sich schon seit Jahren kennen.

Noch ein Gast verließ an diesem Morgen sehr früh sein Apartment: Björn Hellmark.

Als er jedoch in das Frühstückszimmer kam, waren Brian Shalfield und Anne Sitkens nicht mehr anwesend. Er hätte sonst zum erstenmal seine außerirdische Gegnerin gesehen, wie sie aussah, seitdem sie perfekte menschliche Gestalt angenommen hatte.

*

Der neue Tag verlief anders, als er ihn geplant hatte.

Schuld daran war eine kleine Zeitungsnotiz in der Morgenzeitung.

»Vermißter nach drei Wochen zurückgekehrt«, stand da zu lesen über dem Text: »Der seit dem 16. vorigen Monats vermißte Henry Jigger aus dem Dorf Glenas ist gestern abend unerwartet zurückgekehrt, nachdem er drei Wochen lang nicht zu Hause gewesen war. Jigger konnte der Polizei keine Angaben über seinen Verbleib geben. Es ist anzunehmen, daß er kurzfristig das Gedächtnis verlor und die ganze Zeit über ziellos umherirrte, ohne daß ihn jemand bemerkte.«

Die meisten würden über eine solche Notiz hinweglesen. Hellmark machte sich seine Gedanken darüber.

Ein Mann kehrte zurück. Es konnte ein normaler Vorgang sein.

Er erinnerte sich nicht. Auch das kam vor.

Aber Jigger konnte auch einer von denen sein, die es geschafft hatten, die Fesseln wieder zu sprengen, die sie wochenlang festgehalten hatten.

Hellmark sah die Dinge aus einer anderen Sicht. Und das mit gutem Grund. Er war über Dinge informiert, die andere nicht kannten.

Um neun Uhr sah er Dr. Ian Haines die Treppe herunterkommen. Im Frühstückszimmer des Hotels herrschte inzwischen reger Betrieb.

Björn nahm einen Schluck von seinem Drink und wartete fünf Minuten.

Dann ging er an den Tisch des Arztes.

Haines erinnerte sich an den blonden Mann aus Genf. Hellmark hatte sich besonders intensiv an der Diskussion beteiligt.

Björn erkundigte sich nach Rosalind Shong und fragte, ob ein Gespräch mit ihr möglich wäre.

»Normalerweise ja, Mister Hellmark«, sagte Haines freundlich. Er wirkte heute morgen nicht so sicher und selbstbewußt wie gestern abend. »Aber Madame Shong fühlt sich nicht wohl. Sie hat auf das Frühstück verzichtet und nur eine Kanne Tee auf ihr Zimmer bestellt. Essen will sie heute nichts. Ich mache mir Sorgen. Seit wir hier sind, verhält sie sich anders. Etwas stimmt nicht mit ihr.«

»Worauf führen Sie das zurück, Doc?«

Er zuckte die Achseln und rührte Zucker in seinen Kaffee. »Keine Ahnung. Ich zerbreche mir auch den Kopf darüber. In zwei Stunden soll die Vorstellung Rosalind Shongs vor einem wissenschaftlichen Gremium erfolgen, das Aufschluß über das Phänomen bringen soll. Wahrscheinlich muß ich absagen.«

»Könnte Madame Shongs Verhalten damit zusammenhängen, daß sie etwas in ihrer Nähe fühlt, das sie kennt, das sie aber nicht bezeichnen kann?« Hellmark machte sich Gedanken.

Haines blickte auf. »Möglich. Das wäre eine Theorie. Darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Sie ist sehr sensibel. Ihre detaillierte Schilderung gestern abend – das war sicherlich kein Zufall. Sie muß

durch irgend etwas ausgelöst worden sein, was mir bisher mit allen Tricks nicht gelungen ist. Fest steht, daß wir in dem Land sind, in dem Rosalind Shong offenbar ein erstes Dasein erlebte. Vielleicht gibt es noch weitere, frühere Leben, das weiß ich nicht. Ich habe es bisher nicht riskiert, über die Schwelle der ersten Geburt hinauszugehen. Es war schon schwierig genug, Kenntnisse über Erlebnisse vor ihrem gewaltsamen Tod zu erfahren. Gestern abend ist der Durchbruch gelungen, wie Sie selbst miterleben konnten. Spürt sie die Nähe jenes Ortes, an dem sie gelebt hat? Seltsam, oft kommt man nicht auf die einfachsten Ideen. Sie haben mir da einen Denkanstoß gegeben, den ich verfolgen werde, Mister Hellmark.«

Er war damit einverstanden, daß sie beide miteinander in Verbindung bleiben sollten, und versprach, Hellmark die erstbeste Gelegenheit zu einem Gespräch mit Rosalind Shong zu geben.

Hellmark nahm ein Taxi und ließ sich nach Glenas bringen. Der Fahrer war ganz aus dem Häuschen, als er das Fahrtziel erfuhr. So eine weite Strecke fuhr er sonst nie.

Er war mißtrauisch und bat um eine Anzahlung. »Für alle Fälle, Mister. Sie sehen zwar nicht so aus, als ob… aber man kann ja nie wissen…« Er hatte die Angewohnheit, seine Sätze nie zu Ende zu sprechen.

Während der Fahrt nach Glenas erzählte der gesprächige Schotte eine ganze Menge, aber Björn mußte sich selbst genausoviel zusammenreimen, um überhaupt zu begreifen, was er da erfuhr.

»Woher kommt eigentlich der sprichwörtliche Geiz der Schotten?« fragte Björn einmal, als der Fahrer gerade eine Zigarette anzündete und tief inhalierte.

»Ha, das ist auch so eine Sache, über die man nichts Genaues…« Der Chauffeur warf einen kurzen Blick in den Rückspiegel auf seinen Gast. »Es gibt Dinge, die gibt's nicht… wer weiß was… sind die Schotten geizig… viele Witze darüber… naja… ich denke da an Schottenwitz Nummer zweitausendachthundertsiebzehn. Kennen Sie den?«

»Der letzte, den ich gehört habe, war der Zweitausendachthundertsechzehnte.«

»Na also, dann sind Sie ja auf dem laufenden. Es geht los: MacComik steht an der Wand und nimmt die Tapeten ab. Donnerwetter, wundert sich sein Nachbar. Du hast dich entschlossen, neu zu tapezieren? I wo, antwortet MacComik, ich zieh um und nehm die Tapeten mit.«

Björn schmunzelt. Der Chauffeur schlug sich auf die Schenkel.

»Is 'n dolles Ding, wie?… Nimmt die Tapeten mit… ich könnt mich totlachen…«

*

Es wurde eine recht lustige Fahrt nach Glenas. Björn fand sie zwar nicht zum Totlachen, aber amüsant.

Am Ortseingang ließ er sich absetzen und zahlte.

Die Augen des Schotten wurden kugelrund. »Wenn Sie mich mal wieder brauchen, Mister… hier meine Karte… rufen Sie mich an.« Er war ganz außer Atem. Es kam Hellmark so vor, als hätte der Mann das Geschäft seines Lebens gemacht.

»Fahren Sie ein bißchen spazieren«, schlug Hellmark vor. »Ich will mich nur im Ort kurz umsehen. Ob ich länger bleibe, werde ich Ihnen nachher sagen. Unter Umständen aber ist auch die unmittelbare Rückkehr nach Glasgow drin.«

Der Schotte glaubte nicht richtig zu hören. Sein Blick verklärte sich. Seinen Augen war anzusehen, daß er bereits die Pfundnoten für die Rückfahrt zählte.

Der Himmel bewölkte sich. Hier in der Nähe der Ochil Hills war es kühler als in Glasgow. Ein frischer Wind ging, als Björn die Dorfstraße entlangwanderte.

Auf der anderen Seite des Dorfes stieg wellenförmig das Gelände an. Ein dichter Wald stand hinter den Häusern.

Die Luft wirkte infolge der Wetteränderung diesig.

Hellmark war so verblieben, daß er sich mit dem Fahrer in zwei Stunden wieder treffen wollte.

Der Fahrer war mit der Abmachung zufrieden. Selbst wenn Hellmark sich nicht bereiterklärt hätte, dem Chauffeur die Wartezeit zu bezahlen, wäre der geblieben.

Björn wollte von Glenas aus noch zehn Meilen weiter südlich, näher an die Hills heran. Dort lag das Landhaus jenes Mannes, das er sich gern aus der Nähe ansehen wollte.

Besonderes Interesse brachte er der unbekannten Schönen entgegen, die Louis Brightons Leben von Grund auf verändert hatte. Er fragte sich, wie sie wohl aussehen mochte, daß sie dem verschworenen Weiberfeind so den Kopf verdrehen konnte.

In Glenas gab es nicht viel zu sehen.

Eine Kirche, eine uralte Schule, Häuser, die den dörflichen Charakter unterstrichen. Kaum ein Neubau. Die Jungen zogen von hier weg und wohnten woanders. Für sie lag Glenas zu weit abseits. Die Verbindungen waren schlecht. Industrie gab es keine. Hier konnte man nichts verdienen.

Die Menschen, die hier wohnten, lebten mehr schlecht als recht. Viehzucht und Ackerbau brachten nicht mehr viel ein, wenn man sie in so kleinem Maße betrieb.

Hellmark sah spielende Kinder vor den Häusern und in den Gärten.

Bei einer alten Frau erkundigte er sich nach dem Dorfbewohner Henry Jigger.

»Dort hinten, Sie müssen die Straße ganz bis zum Ende durchgehen«, erklärt man ihm.

Wo der Wald begann, stand das kleine Haus. Auch es war älteren Datums. Ein Vorgarten, hinter dem Haus ein paar Obstbäume. Das Haus wurde von einer dichten Hecke fast völlig verdeckt.

Henry Jigger war Briefträger. Mit einem Moped war er zwischen den drei dicht zusammenliegenden Ortschaften Tag für Tag unterwegs gewesen, ehe nach seinem unerklärlichen Untertauchen ein anderer seine Stelle übernommen hatte.

Jigger war im Augenblick noch nicht wieder im Dienst.

Hellmark betätigte die Klingel.

Hinter dem dicht bewachsenen Tor klappte eine Tür im Haus, und er sah einen Schatten zwischen dem Blattwerk.

»Ja? Wer ist denn da?« fragte eine weibliche Stimme.

»Mein Name ist Hellmark. Ich komme wegen Mister Jigger. Ist er zu Hause?«

»Was wollen Sie von ihm?«

Er haßte diese Art des Dialogs zwischen Tür und Angel. Er wußte nicht einmal, mit wem er sprach.

»Sind Sie Misses Jigger?«

»Ja.«

»Ich möchte Ihren Mann kurz wegen seiner Rückkehr befragen.«

»Das ist doch alles schon erledigt. Kommen Sie von der Polizei?«

»Nein. Es ist rein privates Interesse. Ich habe einen Verdacht, daß es auch anderen so ergangen ist wie Ihrem Mann, Misses Jigger. Doch Ihr Gatte muß einen Weg aus der Sackgasse gefunden haben. Wie Sie wissen, vermißt man seit rund fünf Wochen noch andere Personen. Man steht vor einem Rätsel, was aus ihnen geworden ist.«

»Ja, ich weiß, ich habe davon gelesen.«

Die Frau näherte sich jetzt der Gartentür, die sich quietschend öffnete.

Mrs. Jigger trug das Haar zu einem Knoten zusammengefaßt. Einzelne graue Strähnen durchzogen das kastanienbraune Haar.

»Kommen Sie herein, Mister Hellmark. Mein Mann sitzt im Wohnzimmer.« Sie sagte es traurig, nervös.

Stimmte etwas nicht?

*

Es war düster in dem kleinen Haus mit den winzigen Fenstern.

Im schmalen Korridor brannte eine Funzel, die den Namen Lampe nicht verdiente.

»Mein Mann ist noch ein bißchen scheu, er ist… verändert, wenn Sie wissen, was ich meine?«

Er nickte.

Sie fuhr fort: »Er muß irgend etwas erlebt haben, das ihn nicht losläßt. Er ist immer in Gedanken versunken. Seit die Polizei im Hause war, ist er so. Ich weiß nicht, was mit ihm ist.« Sie deutete auf die offenstehende Wohnzimmertür. »Kommen Sie!«

Sie ging voran.

Im Wohnzimmer war es noch düsterer als im Hausflur.

Draußen fing es an zu regnen.

Mrs. Jigger steuerte auf den Tisch zu.

Im Dämmer sah Björn eine dunkle Gestalt auf einem abgewetzten Sofa sitzen.

Die blickte er an.

Dadurch entging ihm, daß noch jemand im Raum war.

Die Gestalt stand hinter der Tür.

Etwas wischte durch die Luft.

Ein harter Gegenstand traf Björn Hellmark genau auf den Hinterkopf.

Mrs. Jigger hörte, wie der Körper dumpf zu Boden schlug.

Sie warf den Kopf herum, starrte fassungslos auf das, was geschehen war, und schrie gellend auf.

Aber es wurde nur ein kurzer, unterdrückter Schrei.

Mit einem einzigen Schritt stand die Gestalt vor ihr, preßte ihr die kräftige flache Hand auf den Mund und stieß ein Messer tief in ihre Brust.

*

Zwei Stunden waren verstrichen, und der Fahrgast hatte sich nicht am verabredeten Ort eingefunden.

Der Taxichauffeur rauchte noch eine Zigarette und fuhr dann einmal langsam durch das Dorf.

Es regnete noch immer. Leise und leicht, als versprühe jemand aus einer unerschöpflichen Dusche Wasser.

Die Hauptstraße lag wie ausgestorben. Hinter einigen Fenstern sah man Gestalten, die sich gegen den hellerleuchteten Hintergrund wie Scherenschnitte abhoben.

Ein stilles, fast romantisches Bild.

Warum kam sein Fahrgast nicht? Hatte er es sich anders überlegt?

Aber dann hätte doch ein Wort genügt, und er würde nicht weiter warten.

Der Fahrer kam auch an dem abseits stehenden Haus des Briefträgers vorbei.

Darin war alles still und ruhig.

Er ahnte nicht, was für ein Drama sich darin abgespielt hatte.

Langsam rollte der Wagen durch die schmale, holprige Gasse.

Da sah er die Schlange. Sie war dicker als ein Menschenarm, graugrün und hob sich kaum vom feuchten Straßenbelag ab.

Er trat auf die Bremse.

So ein großes Tier hatte er noch nie in freier Natur gesehen.

Sie glitt blitzschnell über die Straße und verschwand im Unterholz hinter dem Haus Henry Jiggers.

*

Als er wach wurde, hatte er das Gefühl, einen Schädel aus Blei auf seinen Schultern zu haben.

Björn Hellmark brauchte nicht lange, um sich wieder zurechtzufinden.

Sofort war alles wieder da.

Er richtete sich auf und erkannte, daß er noch im Wohnzimmer der Jiggers war.

Die Frau hatte ihn in eine Falle gelockt.

Aber warum?

Er starrte auf die Gestalt auf dem Sofa. Die saß noch immer so da wie vorhin.

Vorhin? War er nur wenige Augenblicke bewußtlos gewesen? So wie ihm der Schädel brummte, mußte einer gehörig zugelangt haben.

Er warf einen Blick auf seine Uhr und fuhr zusammen.

Es war später Nachmittag. Er war mindestens vier Stunden lang besinnungslos gewesen.

Da stimmte doch etwas nicht.

Er hielt den Atem an, und wieder ging sein Blick hinüber zu der Gestalt auf dem Sofa. Auf die hatte er sich eingestellt, als er in das Zimmer trat. Er hatte angenommen, daß es sich dabei um Henry Jigger handelte. Wenn dies Jigger war, dann mußte außer ihm und seiner Frau noch jemand in der Wohnung gewesen sein.

Björn ging auf die reglose Gestalt zu, die auf dem Sofa saß. Eine Puppe?

Nein, ein Mensch.

Das Sofa war durchtränkt mit Blut. Der junge Mann war ermordet worden. Zwischen seinen Schulterblättern klaffte eine breite, verkrustete Wunde.

Aber das war nicht alles, was dieses seltsame Haus an Überraschungen für ihn bereit hielt. Er knipste das Licht an und fand große Blutflecke auf dem Teppich.

Eine Schleifspur in das angrenzende Zimmer. Die Tür ließ sich

öffnen. Er prallte zurück. Quer über dem Bett lag eine Frau. Auch sie ermordet.

Hier hatte ein Amokläufer gewütet.

Wer war der Täter?

Mrs. Jigger war selbst überrascht worden von den Vorfällen, daran gab es für Björn Hellmark keinen Zweifel mehr.

Er tastete nach dem Puls von Mrs. Jigger und zuckte zusammen. Er schlug noch ganz schwach.

Sie war noch nicht tot.

Wie im Fieber bewegte sie die Lippen. Sie merkte, daß jemand in ihrer Nähe war.

»Henry…«, kam es kaum verständlich aus ihrem Mund, »… es war… Henry… er muß den Verstand verloren haben… Rick… was ist mit… meinem Sohn?«

Hellmark preßte die Lippen zusammen. Rick, das war sicher der junge Bursche auf dem Sofa. Die Frau lag in den letzten Zügen. Ihr konnte niemand mehr helfen.

Er wollte eine Sterbende nicht unnötig belasten.

»Es geht ihm gut. Er konnte entkommen.«

»Dann bin… ich zufrieden…« Ihre Stimme war so leise, daß er sich tief herabbeugen mußte, um sie zu verstehen. »Er hat… Sie niedergeschlagen… konnte es nicht verhindern…«

»Ist Ihnen etwas Besonderes an Ihrem Mann aufgefallen, Misses Jigger?« Die Zeit drängte. Er konnte das ihrem, Körper entweichende Leben nicht aufhalten, aber er konnte versuchen, soviel wie möglich über die Umstände zu erfahren, die zu diesem furchtbaren Drama geführt hatten.

Henry Jigger war als Bestie nach Wochen in sein Haus zurückgekehrt. Vierundzwanzig Stunden nach seiner Rückkehr mordete er wie ein Wahnsinniger seine Familie hin.

Was hatte ihn so verändert? Hatte er irgend etwas seiner Familie gegenüber erwähnt, woraus man einen Schluß ziehen konnte?

Mrs. Jigger atmete schwach und unregelmäßig. Ihr Gesicht war totenbleich. Es war ein Wunder, daß sie diese Verletzung über Stunden hinweg überstanden hatte.

Wäre Björn unmittelbar nach der schrecklichen Tat zu sich gekommen, hätte er möglicherweise noch etwas für die schwerverletzte Frau tun können. Rick dagegen mußte sofort tot gewesen sein.

Mrs. Jigger verkrampfte sich. Ihr Gesicht wurde durchsichtig. Es ging zu Ende. Sie wollte noch etwas sagen, aber ihr fehlte die Kraft.

»Ochil Hills… Haus der Schlangen…« Sie bäumte sich auf, ein Zucken lief über ihr Gesicht. »Da… war…«

Ihr Kopf fiel zur Seite. Ihr Körper entkrampfte sich.

Mrs. Jigger hatte ausgelitten.

*

Nachdenklich verließ er das Haus. Von einer Telefonzelle aus rief er die Polizei im Nachbarort an, nannte Namen und Hotel in Glasgow und erklärte sich bereit, für weitere Auskünfte zur Verfügung zu stehen, wenn dies notwendig sein sollte.

Man bat ihn, in Glenas zu warten. Zehn Minuten später trafen die Beamten ein.

Es war schwer, sie zu überzeugen. Er wußte, daß er Gefahr lief, selbst in Verdacht zu geraten.

Es wurde alles aufgenommen. Die Mordkommission traf ein, und die Spurensicherung begann.

Eine Stunde verging, eine zweite. Draußen dunkelte es bereits.

Hellmark erklärte seinen Besuch im Haus der Jiggers. Es hätte ihn interessiert, etwas über das Schicksal Henry Jiggers zu erfahren, da er sich mit der Aufklärung okkulter Phänomene befasse. Er wäre der Ansicht, daß Henry Jigger ein Erlebnis gehabt hatte, das nicht alltäglich sei. Der Vorfall beweise, daß er mit seinem Verdacht nicht einmal so verkehrt liege.

Der Superintendent schluckte zwar zweimal, aber er sagte nichts. An sich machte dieser Hellmark einen ganz vernünftigen Eindruck. Er war überzeugt, daß der Deutsche in jeder Hinsicht die Wahrheit gesprochen hatte. Daß er nun kriminalistische Schlüsse zog, gefiel ihm allerdings gar nicht. Dazu war schließlich die Polizei da.

Björn wurde entlassen mit der Auflage, sich für eventuelle Rückfragen bereitzuhalten.

Von Glenas aus fuhr weder ein Bus noch eine Bahn um diese Zeit. Das weltvergessene Dorf lag in tiefer Ruhe. Nichts wies darauf hin, daß hier zwei gräßliche Morde passiert waren.

Hellmark wurde im Wagen des Superintendenten mitgenommen. Perth, die nächst größere Stadt, lag rund zwanzig Kilometer von Glenas entfernt. Eine knappe halbe Stunde später war Björn dort.

In Perth konnte er einen Leihwagen bekommen. Er zahlte mit seiner American-Express-Karte und trat gegen sieben Uhr abends die Rückfahrt nach Glasgow an.

Bevor er sich von dem Superintendenten verabschiedete, bat er: »Gestatten Sie noch eine Frage…«

»Bitte?«

»Haben Sie jemals etwas von einem Haus der Schlangen gehört?«

»Nein. Warum fragen Sie danach?«

»Nur so, Superintendent. Es hätte ja sein können. Misses Jigger hat kurz vor ihrem Tod davon gesprochen. Vielleicht war sie schon nicht

mehr ganz bei sich und wußte nicht mehr, was sie sagte…«

*

Kurz vor zehn Uhr abends kehrte er nach Glasgow zurück, parkte in der hoteleigenen Garage und betrat das »Exquisit«.

Auf dem Weg nach oben merkte er schon, daß etwas nicht stimmte. Es herrschte eine Unruhe, die nicht zu diesem Haus paßte, obwohl man sich bemühte, sie so gut wie möglich zu unterdrücken. Alles sollte normal ablaufen. Aber die Polizei war im Hause, und einige Gäste des »Exquisit« wurden befragt.

Was war geschehen?

Björn entdeckte Dr. Ian Haines, der einen bleichen und verstörten Eindruck machte. Die beiden Männer begrüßten sich.

»Stellen Sie sich vor, Mister Hellmark – Rosalind Shong ist verschwunden.«

*

Afrika.

In Mopti hatten sie eine weitere Station ihrer Reise eingelegt.

Brian Shalfield und Anne Sitkens genossen die Freiheit. Der Playboy zeigte sich als ein hervorragender Kenner afrikanischer Lebensart.

Es war ihr dritter Tag im Schwarzen Erdteil. Für diesen Vormittag war von Shalfield noch ein Rundflug über die zerklüftete Falaise de Bandiagara geplant.

»Dort leben die Dogon«, erklärte er ihr, während sie unten am Niger standen und den Eingeborenen bei der Arbeit zuschauten. Auf einer recht gebrechlichen Fähre wurde der weiße Landrover eines Touristen verladen. In der Nähe schaukelten die Einbäume der Schwarzen.

Die Erde war rot. Staub lag zitternd in der heißen Luft. Kein Wind kräuselte die spiegelglatte Oberfläche des Niger.

Eine halbe Stunde dauerte es, bis der Landrover so stand, daß die grob zusammen gezimmerte Fähre ablegen konnte. Mit langen Stangen stießen die Eingeborenen ihr primitives Schiff ab. Es waren Senouffo, die den Transport übernommen hatten. Sie waren kaffeebraun bis hell und trugen farbenprächtig gewebte Gewänder.

»Die Dogon sind ganz anders«, fuhr Shalfield fort und sie hörte ihm aufmerksam zu, als könne sie nicht genug bekommen von seinen Erklärungen. Je mehr sie über die Menschen erfuhr, desto einfacher wurde ihre Mission. »Die Dogon sind tiefschwarz. Sie gehören zu den rätselhaftesten Völkern dieses Kontinents, Anne…«

Als sie eine Stunde später mit der Cesna das weite Land überflogen, deutete er auf die endlose Steppe, die unter ihnen lag. Übermannshohes Steppengras so weit der Blick reichte, Affenbrotbäume, dazwischen bizarre Gebilde, die wie Riesenpilze oder schwarze Felsblöcke aussahen.

»Das sind Termitenhügel.« Zu allem wußte er etwas zu berichten, zu erklären. Es war erstaunlich, über wieviel detailliertes Wissen er verfügte.

Er war nicht das erste Mal in diesem Land. »Wer einmal hier war, den zieht es immer wieder hierher. Es ist seltsam. Woran liegt das? An der großartigen Landschaft? An dem Gefühl, daß hier alles noch so ist, wie vor hundert, vor fünfhundert oder tausend Jahren? Die Menschen hier haben sich nicht selbst aufgegeben, vielleicht ist es das, was so fasziniert. Man spürt das Ursprüngliche.«

Er sah sie lächelnd an und legte seine Rechte um ihre Schultern. »Ich glaube, ich bin richtig verliebt«, sagte er. »Daß es so etwas gibt, hätte ich mir nicht träumen lassen.«

Durch die ebene Steppe unter ihnen lief eine Piste, auf der sich ein einsamer Kübelwagen Richtung Felsplateau bewegte. Dort würde seine Fahrt zu Ende sein. Das steile, zerklüftete Sandsteingebirge fiel kerzengerade ab.

In der Schlucht lag das erste Dogondorf.

Lehmverschmierte Holzskelette bildeten die Häuser. In der sengenden Hitze flimmerte die Luft. Weit und breit war keine Menschenseele zu erblicken. Zwei Hunde lagen unter dem vorspringenden Dach einer verlassenen Hütte und streckten alle viere von sich, als wäre kein Leben mehr in ihnen.

Man merkte Shalfield an, daß es ihm richtige Freude bereitete, Anne alles zu erklären. Sie war eine dankbare Schülerin. Er ahnte nicht, aus welchem Grund.

Der riesige Felsklotz, über den er jetzt die Maschine führte, war völlig zerklüftet.

»Wir sind hier mitten im Dogonreich, Anne. Siehst du die vermauerten Nischen in der Felswand?«

Sie nickte. Die Erde unter ihr sah aus, als wäre sie vor Jahrmillionen um mehrere hundert Meter tief abgerutscht. In der Schlucht lag das Dorf. Man konnte es nur über das steppenartige Felsplateau erreichen. In den zerklüfteten Wänden lagen die Nischen, die wie dunkle Höhleneingänge wirkten.

»Diese Nischen dienten vor rund achthundert Jahren den Tellem, einem von den Dogon ausgerotteten Zwergvolk, als Wohnungen. Heute mauern die Dogon in diese Nischen ihre Toten ein. Die Verstorbenen wickelt man in sogenannte Lebenstücher, die die priesterliche Kaste der Weber hergestellt haben. Die Tücher sind mit

Ornamenten und Tiersymbolen versehen, die den Weg des Verstorbenen aufzeigen. Als Grabbeigaben findet man oft Fetische und persönliche Glücksbringer. Aber – langweilt dich dies alles nicht?«

Er wandte den Kopf. Sie war so schweigsam.

»Langweilt? Im Gegenteil, Brian. Es fasziniert mich. Ich kann dir gar nicht genug zuhören.« Sie lächelte. Wie schön sie aussah. Am liebsten hätte er sie in seine Arme gerissen.

Es war alles ganz anders wie früher. Er erlebte diese fünfte Afrikareise, die er auf ein Vierteljahr auszudehnen hoffte, mit ganz anderen Empfindungen als die vier vorhergegangenen.

»Besonders interessant sind die Mythen und Sagen der Dogon. Es gibt nichts Vergleichbares unter den afrikanischen Völkern. Sie haben eine eigene Religion. Viele Forscher, Anthropologen, Archäologen, Religionswissenschaftler sind dabei, das Geheimnis der Dogonkultur zu klären. Da ist zum Beispiel die Kaste der Schmiede. Sie stellen Gewehre her. Das Volk glaubt, sie könnten sich in jedes beliebige Tier verwandeln, wenn sie ihre Gewehre in die Luft werfen.«

Er blickte aus dem Cockpit nach unten und sah nicht, wie seine hübsche Begleiterin zusammenzuckte.

Eine Ahnung stieg in ihr auf, wie eine leise Stimme flutete etwas aus einer unendlichen Ferne auf sie zu. War es eine bestimmte Erinnerung, die in ihr wach wurde?

Die Stimme Mandragoras? Die Urstimme der Mutter, von der sie ein Teil war?

Sie lauschte in sich hinein, während sie gleichzeitig auf das hörte, was Brian Shalfield erzählte.

»Wenn der Wind säuselt, glauben sie, daß die Geister sich in den Ästen der Bäume und in Strohdächern zur Ruhe niederlassen.« Wie aus weiter Ferne drang die Stimme des Mannes an ihr Ohr.

Das Blut hämmerte in ihren Schläfen. Aus der Tiefe ihres Bewußtseins stieg die Stimme der Erinnerung immer stärker empor.

Ich bin in vielen Welten zu Hause, in manchen aber habe ich meine Macht eingebüßt, hörte sie es wie ein Säuseln des Windes in ihrem Bewußtsein. »Man hat mich verdrängt… aber in der Erinnerung vieler Völker findet man mich wieder…«

»Sie glauben an eine Menge Geister und Dämonen, wie dies bei primitiven Völkern, die noch der Naturreligion verhaftet sind, der Fall ist, Anne«, sagte er leise, nicht bemerkend, daß seine schöne Begleiterin in eine seltsame Nachdenklichkeit versunken war.

»Egal wie phantastisch dieser Glaube auch sein mag« – ihrer Stimme hörte man nicht an, unter welcher Erregung sie stand – »etwas Wahres läßt sich immer darin finden.«

Er zuckte die Achseln und lachte. »Ich weiß nicht, Anne. Die Geschichten haben ihren eigenen Reiz, aber ich bin wohl zu

phantasielos, um sie mit irgend etwas, was in der dunklen Geschichte dieses Volkes einmal passiert sein mag, in Verbindung zu bringen.«

»Was weißt du von den Geistern?« fragte sie.

»Eine ganze Menge. Soll ich dir wirklich alles erzählen?«

»Alles, was du weißt.«

»Da gibt es als erstes die Amdumbulus.«

Noch ehe er eine Bemerkung machte, wußte sie bereits: das ist ein Zwergvolk.

Und er sagte: »Das sind Zwerge. Dann gibt es Geister, die sie Gyinus nennen.«

Sie haben nur einen Arm und ein Bein! sagte etwas in ihrer Erinnerung.

»Sie sind einarmig und einbeinig.«

Woher wußte sie das? Sie hatte noch nie etwas darüber gehört.

»Dann die Yebans.«

Um ihre Lippen zuckte es, als er diesen Namen nannte.

Die Yebans waren große, wichtige Helfer – für die Menschen aber…

»Es sind bösartige Geister«, erklärte Shalfield.

»Hat man sie jemals gesehen?« wollte Anne Sitkens alias Phantoma wissen.

Shalfield lächelte. Er hielt das Ganze für einen Witz. Aber Phantomas Miene war von ernster Nachdenklichkeit.

»Da mußt du die Dogon fragen. Wir werden uns nachher ein Dorf ansehen. Pegue oder Laie. Da kenn' ich mich aus, da bin ich schon gewesen. Es gibt viele interessante Dinge zu sehen. Aber weiter im Reigen der Geister und Dämonen, Honey. Der schlimmste von all den Burschen muß Nommo sein. Das ist der Wassergeist. Er hockt an den Wasserstellen – ich nehme an, die Priester haben ihn schon gesehen, denn sie können eine verdammt gute Beschreibung von ihm geben.«

Nommo ist grün und schlangenleibig, stieg das Bild in ihrer Erinnerung auf. Es war Mandragoras Wissen, das nun aufging wie ein Keim. Und er hat rote, geschlitzte Augen! Ganz deutlich sah sie das Bild vor sich.

Mandragoras Einflüsse waren heute noch existent. Hier, in diesem Land hatte sie einmal gewirkt. Hier wurden Geister und Dämonen noch verehrt – und gefürchtet.

»Hier will ich bleiben«, sagte Anne Sitkens unvermittelt, noch ehe Brian Shalfield weiteres über Nommo ausführen konnte.

»Warum?« wunderte der Playboy sich. »Dir zuliebe kurve ich gern noch ein bißchen im Kreis herum. Aber ich wollte dir eigentlich noch ein paar Dinge weiter westlich zeigen, dann können wir immer noch…«

»Ich möchte nicht mehr länger warten.« Ihre Stimme klang mit

einem Male so anders, so bestimmt.

Was war los?

Er wandte den Kopf.

Eisiges Grausen packte ihn. Neben ihm saß nicht mehr Anne Sitkens – sondern Nommo, der Wassergeist!

*

Narrte ihn ein Spuk?

Verlor er den Verstand?

»Anne?« murmelte er entsetzt. »Anne – was ist los mit dir?«

Durch seine ruckartige Bewegung riß er das Steuer herum. Die Maschine flog im Bogen über das steppenartige Plateau.

Neues Entsetzen.

Die Motoren heulten auf. Die Cesna wackelte wie eine Kiste, die vom Sturm durchgeschüttelt wird.

Wie im Krampf griffen seine Hände in das Steuer, während er außerstande war, seinen Blick von dem schlangengleichen, schlitzäugigen Ungetüm zu wenden, das den Platz von Anne Sitkens eingenommen hatte.

»Ich habe dir gesagt, daß ich gerne hierbleiben möchte, Brian«, vernahm er ihre Stimme aus dem Munde Nommos. »Was ich will, davon gehe ich nicht ab. Es wird genauso kommen, wie ich es mir vorgenommen habe.«

Ein neuer Schock ging durch seinen Körper.

Die Steuerung blockierte. Er riß und zerrte dran. Vergebens!

Die Maschine jagte wie ein Pfeil schräg in die Tiefe.

Der Erdboden kam rasend näher.

Die Termitenhügel, die Affenbrotbäume, das Steppengras, das braun und verbrannt in die Höhe ragte.

Einmal war der Himmel oben – dann unten – und seitlich. Endlich keine Orientierung mehr.

Ein Krachen und Bersten.

Ein Flügel splitterte weg wie ein Streichholz. Das Cockpit platzte auf. Wie von einer Riesenfaust wurde Brian Shalfield aus seinem Sitz gerissen.

Die Cesna schlug eine Bresche in das hohe Steppengras. Von einer Sekunde zur anderen wurde die zweimotorige Maschine zu einem Wrack aus Blech, Kunststoff und Holz. Im Umkreis von fünfhundert Metern flogen Flugzeugteile durch die Luft.

Wie durch ein Wunder fing die Maschine kein Feuer.

Staub und aus dem Boden gerissenes Gras senkte sich wieder auf die Erde herab.

Aus dem größten Berg von Wrackteilen löste sich eine Gestalt,

unverletzt, schön und lächelnd. Wie eine Phönix stieg sie aus der Asche.

Phantoma, die Tochter der Finsternis.

*

Seine ganze Planung war durcheinandergeraten.

Seit zwei Tagen suchte man Rosalind Shong wie eine Stecknadel im Heuhaufen.

Nichts, keine Spur von ihr.

Polizeifahrzeuge patrouillierten durch die Stadt. Über Lautsprecher wurde Rosalind Shong aufgerufen, sich in ihrem Hotel zurückzumelden. Die Bewohner wurden aufgefordert, eventuelle Wahrnehmungen im Fall des Mediums an die nächste Polizeidienststelle zu melden.

Jeder Polizist an der Straßenecke hatte eine Fotografie Rosalind Shongs.

Seit, zwei Tagen kein Zeichen von ihr. Als der dritte anbrach, sah es immer noch nicht danach aus, als würde man ein Lebenszeichen von ihr erhalten.

Björn hatte Haines auf der Suche nach Rosalind Shong unterstützt.

Eine Merkwürdigkeit gab es: Die Malaiin mußte etwa zu dem Zeitpunkt aus dem, Hotel verschwunden sein, als der Doppelmord in Glenas passierte.

Die Mordkommission aus Perth hatte sich auch nicht nochmals bei Hellmark gemeldet. Sie suchte Henry Jigger, der seine Familie umgebracht hatte.

Henry Jigger war jedoch ebenso untergetaucht wie Rosalind Shong.

War sie den gleichen Weg gegangen?

Der blonde Deutsche versuchte, Kontakt zu Al Nafuur aufzunehmen. Aber der Zauberpriester aus dem Lande Xantilon meldete sich nicht.

Wußte Al Nafuur vielleicht irgend etwas?

Der Magier war ein Unsterblicher. Er hatte Einblick in die diesseitige und die jenseitige Welt. Er konnte Dinge voraussagen, die eintreten konnten.

Solche Voraussagen aber waren auch in vielen Fällen mit der magischen Kristallkugel möglich, die Rani Mahay von einem lamaistischen Mönch erhalten hatte. Die jeweiligen Inhaber der Kugel konnten darin Ereignisse erblicken, die in naher oder ferner Zukunft auftreten konnten.

Dadurch, daß Mahays Schicksal mit dem seinen verkoppelt war, konnten Bilder, die Mahay empfing, auch für Hellmark bedeutungsvoll

werden.

Aber nicht immer waren die zukünftigen Bilder klar verständlich und auf den ersten Blick durchschaubar, wie zurückliegende Beobachtungen ergeben hatten.

Bevor er diesmal von Genf weggeflogen war, hatte er auch noch einmal einen Blick in die Kristallkugel getan.

Besondere Bilder hatten sich nicht gezeigt. Die Begegnung mit Rosalind Shong war zu sehen gewesen.

Aber bisher war es zu keiner wirklichen Begegnung gekommen. Also stand sie ihm noch bevor.

Aber unter welchen Umständen? Er erinnerte sich an das hektische Schwarz und Rot, das die beiden Gestalten in der magischen Kugel umgeben hatte. Die Erfahrung zeigte, daß dies stets das Zeichen erhöhter Gefahr war.

Der Ort der Begegnung und die Umstände waren noch ungewiß.

Er konnte nicht ahnen, daß es der heutige Tag sein sollte.

*

Nach dem Mittagessen entschloß er sich, dem Brighton-Haus einen Besuch abzustatten.

In der Morgenzeitung hatte er heute wieder eine Notiz gefunden. Ein Detektiv aus Glasgow wurde vermißt, ein gewisser Poul MacCatney. Die Polizei vermutete, daß er in die Hände eines Mannes gefallen war, den er überwachen sollte. Ein Verbrechen wurde nicht ausgeschlossen. Auch in Schottland lebten Privatdetektive gefährlich.

Hellmark schaltete das Autoradio ein und fuhr Richtung Ochil Hills.

Er dachte daran, daß auch Rosalind Shong immer wieder von den »Hills« gesprochen hatte. Welche meinte sie damit?

Die Ochil Hills waren diejenigen, die dem Ort, an den sie in Tiefenhypnose versetzt worden war, am nächsten lagen.

Hatte sie die Ochil Hills gemeint?

Nachmittags erreichte er Glenas. Von dort aus fuhr er über die Waldstraße immer näher auf den Bergzug zu.

Dichtbelaubte Bäume flankierten die Straße. Das Sonnenlicht, das sowieso heute nur schwach durch eine graue Wölkendecke sickerte, kam hier kaum noch durch.

Die Straße war schmal und kurvenreich. Nur ein einziges Mal begegnete ihm ein alter Citroen 2 CV, der mit fünf jungen Leuten besetzt war, die sich offensichtlich auf einer Ferienreise befanden. Das kleine rostrote Auto war zusätzlich mit Zelten, Wolldecken, Schlafsäcken und bunten Plastikbeuteln beladen, in denen sich offensichtlich Proviant befand.

Geschickte Hände hatten den Kleinwagen in ein Kombifahrzeug verwandelt. Ein ausladender selbstgebastelter Gepäckträger vergrößerte das Fahrzeug.

Wacklig und tiefhängend kam es die kurvenreiche Straße herunter. Es quietschte und ächzte. Der fauchende Motor hörte sich an, als bliebe er jeden Augenblick stehen und schaffe gerade noch die nächste Umdrehung.

Dem Nummernschild nach kam das lustige Völkchen aus der Umgebung von Liverpool.

Sie winkten, pfiffen und johlten, als sie den graugrünen Bentley entgegen kommen sahen, den Hellmark steuerte.

Björn winkte zurück und lachte.

Er hörte den knatternden Motor des 2 CV noch eine Minute aus der Tiefe zu sich empordringen, dann versank alles wieder in einer seltsamen, unheimlichen Stille, die man in den großen Städten gar nicht mehr kennt.

Kein Verkehrslärm, keine Flugzeuge, keine Menschen. Das Säuseln des Windes in den Wipfeln, einzelne Vogelstimmen. Das einzige fremde Geräusch kam vom leise surrenden Motor seines Wagens.

Dann war die asphaltierte Straße in der Höhe eines abgelegenen Ausflugslokals zu Ende.

Der Parkplatz war bis auf einen alten VW-Bus leer. Das Haus empfing sichtlich zur Zeit keine Gäste. Die Fensterläden waren verschlossen.

Von hier oben führte nur noch ein unbefestigter Weg in den hochgelegenen Wald.

Fünfzig Meter weiter befand sich eine Kreuzung.

Zwei schmale Pfade mündeten von zwei Seiten her in den breiteren Weg.

Björn hatte nur in etwa eine Vorstellung davon, wo das Landhaus Louis Brightons sein mußte.

Es lag mitten im Wald der Ochil Hills.

An der Kreuzung gab es ein verwittertes Hinweisschild. Björn fuhr ganz dicht heran, aber er konnte die Schrift nicht lesen. Moos und Schimmel bedeckten die kleinen, verwitterten Buchstaben.

Er bezweifelte, daß es ein direkter Hinweis auf Louis Brightons Haus war, der die Einsamkeit liebte und von niemandem gestört werden wollte. Aber man konnte ja nie wissen.

Er verließ das Auto und ging auf den als Pfosten dienenden abgeschälten Baumstamm zu.

Noch ehe er sich näher mit der Aufschrift befassen konnte, hörte er einen Schrei.

»Hiiilfeee! Hiiilfeee!«

Schaurig klang es durch den Wald. Jemand befand sich in großer

Not.

*

Er wirbelte herum. Es war unmöglich, genau zu erkennen, wie weit der Hilferufende entfernt war.

Björn war es gewohnt, schnell zu handeln.

Seine Fähigkeit, sich zu verdoppeln, an zwei Orten zu gleicher Zeit sein zu können, kam ihm jetzt wieder einmal zugute.

Er ließ seinen Doppelkörper Macabros entstehen.

*

Von einem Augenblick zum anderen war er an Ort und Stelle, ohne erst den zeitraubenden Weg zurücklegen zu müssen.

Eine neue Umgebung, neue Eindrücke. Und was er sah, verlangte seinen sofortigen Einsatz.

Er sah einen Menschen am Boden liegen, der von großen, armdicken Schlangen bezwungen worden war. Die Flut aus grünen, grauen und erdbraunen Leibern quoll wie eine einzige Masse über ihn hinweg, erstickte die Hilferufe.

Macabros war mit einem einzigen Satz bei dem unglücklichen Opfer.

Er griff sich die erste Schlange, für die der Angriff des plötzlich Auftauchenden völlig überraschend kam.

Macabros riß den zuckenden Leib in die Höhe, schleuderte ihn davon.

Blitzschnell auch die zweite Schlange.

Die dritte und vierte ließen das Opfer los, wickelten sich um seine Beine, glitten an seinen Schenkeln hoch, erreichten seine Hüften. Ein breiter Ring legte sich um seinen Körper.

Macabros kümmerte sich nicht darum. Ihm konnte nichts passieren. Wichtig war, daß er das Leben des unglücklichen Opfers rettete.

Er sah den zuckenden Menschenleib unter sich, halb verdeckt von Schlangen. Das Opfer bewegte sich kaum noch. Seine Tritte und Schläge erlahmten.

Macabros wütete wie ein Berserker.

Die Schlangen wickelten sich um seine Arme. Er konnte sie nicht alle gleichzeitig abschütteln.

Einer brach er das Genick. Der elastische Leib klatschte auf den Boden, und blieb reglos liegen. Einer anderen zertrat er den Kopf.

Gleichzeitig gab er keine Ruhe, jene Schlangen wegzureißen, die ihr Opfer nicht freigeben wollten.

Endlich schaffte er es.

Das Opfer lag frei, und Macabros, bis zu den Hüften beinahe nahtlos von Schlangen umwickelt, glaubte seinen Augen nicht trauen zu können.

Vor ihm lag niemand anders als – Rosalind Shong.

*

Er hob sie auf.

Sie war noch bei sich, aber sie sah fürchterlich aus. Ihr Gesicht war gekennzeichnet von Angst und Schrecken, ihr Körper übersät mit blauen Flecken.

Rosalind Shong war leicht wie eine Feder.

Viele Schlangen waren im Unterholz verschwunden.

Mit einem ihm unbekannten Instinkt schienen sie zu registrieren, daß sie in ihm ihren Meister gefunden hatten, daß sie hier nichts ausrichten konnten.

Rosalind Shong wäre bezwungen worden. Macabros befreite sich von den glitschigen Leibern, und Björn Hellmark holte seinen Doppelkörper zurück.

Macabros löste sich auf. Dabei wurde ein telekinetischer Effekt frei, den er ausnutzte. Alles was er als Macabros in der Hand hielt, konnte er mit zurücknehmen zu seinem wartenden Originalkörper, wenn er sich stark genug konzentrierte.

Der Doppelkörper wurde zu einem Hauch, den Hellmark in sich aufzusaugen schien.

Der Ort des Geschehens lag drei Meilen weiter südlich, tief im Waldesinnern der Ochil Hills.

Hellmark kümmerte sich um Rosalind Shong, die die Augen aufschlug und sich verwundert umschaute, als sie die veränderte Umgebung erkannte.

»Wie komme ich denn hierher?« fragte sie leise.

»Lassen Sie das mein Geheimnis bleiben, Miss Shong.«

Sie zuckte zusammen. »Sie kennen mich?« Die Malaiin fuhr sich durch das verschmutzte Haar.

»Sie werden gesucht wie eine Stecknadel. Doktor Haines steht dicht vor einem Herzinfarkt. Wie konnten Sie ihm das nur antun?«

Das Medium fuhr sich über die Augen. Rosalind Shong erholte sich langsam. Ihre Augen wurden klarer, ihr Atem ruhiger.

»Das ist so eine Geschichte, Mister…«

»Sagen Sie Björn.«

»Also gut, Björn. Ich habe plötzlich gefühlt, daß ich zu Hause bin. Ich konnte mich nicht mehr länger im ’Exquisit’ aufhalten. Ich bin einfach davongegangen.«

»Wie haben Sie die lange Strecke zurückgelegt?«

»Zu Fuß, mit dem Auto, per Anhalter. So bin ich hierhergekommen. Und ich habe es gefunden.«

Sie blickte an ihm vorbei, und ihr Blick verlor sich in einem imaginären Punkt in der Ferne.

Björn mußte sie nicht danach fragen, was sie gefunden hatte, er konnte es sich denken.

Das Haus ihrer Jugend, ihrer ersten Geburt.

*

»Seit drei Tagen irre ich durch die Welt«, fuhr sie unvermittelt fort. »Je näher ich den Ochil Hills kam, desto klarer wurde mir, was ich schon immer gefühlt hatte. Ich gehöre hierher. Das Haus ist natürlich anders als zu der Zeit da ich darin groß wurde. Aber es steht an der gleichen Stelle. Ich bin darauf zugegangen.«

Sie schluckte plötzlich und schloß die Augen.

Björn sah, wie eine Gänsehaut sich über ihren ganzen Körper zog.

»Die Schlangen!« Ihre Stimme war nur noch ein Hauch. »Sie wollten mich umbringen – sie kamen aus dem Haus, in dem ich als Sioban MacClay von einem Geisteskranken niedergestochen und getötet worden bin. Ich sollte wieder umgebracht werden, Björn!«

*

Was Rosalind Shong alias Sioban MacClay erzählte, fügte sich in das ein, was die sterbende Misses Jigger Björn gesagt hatte.

Das Haus der Schlangen!

Henry Jigger war von dort gekommen.

»Es ist alles wie ein Traum«, fuhr sie fort. »Ich betätigte die Klingel. Ein unbeschreibliches Glücksgefühl stieg in mir auf. Ich erkannte die altvertraute Umgebung, die verschlungenen Pfade, die ich als Kind gegangen war als Sioban MacClay, und all das, was ich bisher in mir gefühlt hatte, war plötzlich kristallklar da. Ich brauchte mich nicht mehr anzustrengen, nicht mehr in meiner Erinnerung zu wühlen. Ich merkte, daß Dr. Haines mich nicht einmal mehr in Tiefenhypnose zu versetzen brauchte. Ich wußte ja alles wieder, was ich als Sioban MacClay erlebt hatte. Es war mir klar, daß ich weder Vater noch Mutter antreffen würde, noch sonst einen Verwandten oder Bekannten. Die waren alle tot. Ich war die einzige, die das Schicksal dazu bestimmt hatte, noch einmal zu leben. Die Grundmauern des Hauses, in dem ich groß wurde, stehen noch. Darauf wurde ein anderes Haus errichtet, schwer, massiv wie ein Bunker. Ich konnte es kaum erwarten, einen Blick in dieses Haus zu werfen und vor allen

Dingen in den Hof. Den würde man doch sicherlich kaum verändert haben. Die Gitter, das hatte ich gesehen, waren noch die alten. Vater hatte sie selbst geschmiedet. Er war ein guter Schmied.«

Sie redete nur noch von ihrem Leben als Sioban MacClay. Es schien, als hätte diese ehemalige Persönlichkeit ganz von ihr Besitz ergriffen und würde ihr Ich als Rosalind Shong, das bisher dominierend gewesen war, immer mehr verdrängen.

»Die Tür wurde geöffnet. Ein Mann stand auf der Schwelle und fragte mich nach meinen Wünschen. Er war sichtlich verwundert, mich allein in dieser abgelegenen Gegend zu sehen. Ich fragte ihn, ob er Mister Brighton sei, denn den Namen hatte ich auf dem Türschild gelesen. Aber er verneinte. Er sagte, Mister Brighton sei nicht zu Hause. Ich solle nur eintreten. Er sei der Diener, der Hausherr müsse jeden Augenblick von einem Spaziergang zurückkommen.«

Brighton, der Sonderling, und die geheimnisvolle Schöne, die er mitgenommen hatte und in der Hellmark Phantoma wiederzuerkennen glaubte, mußten von den Schlangen wissen.

Phantoma war eine Schöpfung der Finsternis. Sie brauchte Diener. Die Schlangenbrut – war sie von ihr geschaffen?

Dazu aber war Leben notwendig gewesen. Solche großen, gewaltigen Schlangen existierten nicht in diesen Breiten. Als Macabros hatte er Exemplare gesehen, die vom herkömmlichen Schlangenbild abwichen.

Künstliche Geschöpfe, Ausgeburten der Hölle – von Phantoma auf die Erde gebracht.

Er konnte seine Kombinationen nicht mehr bremsen.

Eins paßte plötzlich ins andere.

Die Vermißten! Hatte Phantoma sie in – Schlangen verwandelt?

Er war auf der richtigen Spur. Der letzte Beweis fehlte ihm nur noch.

Er mußte sofort zum Haus.

Rosalind Shong durfte nichts davon merken. Sie mußte sich von ihrem alptraumhaften Abenteuer erholen.

Sie merkte nichts davon, daß Björn Hellmark sich verdoppelte, daß sein Doppelkörper rund drei Meilen weiter sich formierte und zu dem Haus hinüberblickte, aus dem Rosalind Shong in panischem Entsetzen gerannt war, als sie erkannte, daß sie in ein Höllennest geraten war.

*

Macabros ging nicht sofort auf das Haus zu, das zwischen dem Blattwerk durchleuchtete.

Er beobachtete das Haus, das leer und verlassen schien.

Aber der äußere Eindruck täuschte.

Macabros verhielt sich still. Aus zusammengekniffenen Augen sah er, daß hinter einem Fenster unten links sich ein Schatten bewegte.

Ein Mensch? Er konnte es nicht genau erkennen.

In seiner Nähe raschelte etwas.

Er wandte den Kopf und sah aus dem Unterholz eine der mächtigen Schlangen kommen, die genau auf den Eingang zuglitt.

Unwillkürlich ging er in die Hocke, um nicht gesehen zu werden. Das dichte Buschwerk, hinter dem er sich versteckte, bot guten Schutz und ermöglichte gleichzeitig einen Blick über die gesamte Front des großen Hauses.

Macabros stützte sich links und rechts mit beiden Händen auf dem belaubten Boden ab.

Er fühlte etwas Hartes unter der Hand. Wie ein Ast war es. Aber es war zu glatt.

Er zog die Hand weg und beseitigte die dünne Laubschicht, unter die der Gegenstand gerutscht war.

Ein Kugelschreiber.

Weiß leuchtete er aus dem braunen Laub hervor.

Er war beschriftet.

»Poul MacCatney, der Detektiv Ihres Vertrauens.«

Poul MacCatney, schoß es Macabros durch den Kopf. Dieser Mann wurde vermißt.

Er war hiergewesen.

*

Auch MacCatney hatte das seltsame Haus beobachtet. Irgend etwas mußte ihn mißtrauisch gemacht haben. Er hatte hier – wie Macabros jetzt – gesessen und nach drüben gestarrt.

Was hatte er gesehen?

Er war von seinem Ausflug nicht mehr zurückgekehrt.

Die Polizei suchte ihn, wie sie die anderen suchte. Bisher vergeblich.

MacCatney war ein Vorstoß gelungen, den er mit seinem Leben bezahlt hatte.

Die Schlange erreichte die Tür, schlug mit dem Schwanzstück dagegen und wartete.

Unruhig schwang sie mit dem Kopf hin und her, als würde sie nach bestimmten, für menschliche Ohren unhörbaren Tönen tanzen.

Die Tür wurde geöffnet, die Schlange wischte lautlos nach innen wie ein Haustier, dessen Rückkehr man erwartet hatte.

Macabros konnte wiederum nur eine schattenhafte Gestalt ahnen.

Dann klappte die Tür wieder zu.

Er verließ sein Versteck und lief geduckt auf das Haus zu.

Rief Phantoma ihre Lieblinge zurück? Wußte sie, was geschehen war?

Dann würde etwas Neues ausgeheckt werden.

Macabros lief an der Hauswand entlang und versuchte einen Blick durch eines der verhängten Fenster zu erhaschen.

Das brachte nichts ein. Er klopfte kurzentschlossen mit der flachen Hand gegen die untere Hälfte der Tür. Es hörte sich an, als wäre eine weitere Schlange zurückgekehrt und begehrte nun Einlaß.

Wie vorhin wurde die Tür geöffnet.

Macabros trat ohne zu zögern ein, um den anderen erst gar nicht zu Bewußtsein kommen zu lassen, daß er getäuscht worden war.

Der von Hellmark ausgesandte Doppelkörper, der sich in keinem einzigen Detail von seinem Original unterschied, stand vor einer Gestalt, die erschreckt zurückprallte.

In dem bleichen, ausgemergelten Gesicht seines Gegenübers zuckte es.

Macabros hatte dieses Gesicht schon einmal gesehen. Auf einem Bild, das auf der Vitrine im Flur der Jigger-Wohnung gestanden hatte.

Dieser Mann war niemand anders als der Amokläufer Henry Jigger.

*

»Guten Tag, Mister Jigger!«

Der Hagere schien zu Stein zu werden. Er erkannte den Mann wieder, den er in seiner Wohnung zusammengeschlagen hatte. Aber er wußte nicht, daß er nur eine Kopie dieses Körpers vor sich hatte.

Selbst die Beule und die Platzwunde auf Hellmarks Kopf war bei Macabros zu sehen. Hellmark konnte nur das verdoppeln, was er selbst im Augenblick der Entstehung seines Ätherkörpers darstellte.

Durch die zugezogenen Vorhänge war es verhältnismäßig finster im Haus. Macabros erkannte die rustikalen Möbel. Alles atmete den Hauch von Luxus und Großzügigkeit.

Ein großer, offener Kamin als Raumteiler inmitten des Wohnzimmers. Von dort aus mündeten Türen zu seitlich und weiter hinten liegenden Räumen.

»Ich habe gerade Ihre netten Haustierchen bewundert, Mister Jigger«, sagte Macabros bewußt aggressiv.

Jigger drückte die Tür zu. Hart schnappte der Riegel vor. Mit dem Rücken stellte Jigger sich gegen die Haustür.

Macabros hätte es verhindern können, wenn er gewollt hätte. Doch er suchte die Konfrontation.

»Es muß nichts mit Gewalt geschehen, wenn wir das nicht wollen, Mister Jigger«, sagte er höflich. »Ich bin nur gekommen, um ein paar Fragen an sie zu richten. Fragen, die Mister Louis Brighton betreffen

und eine charmante Freundin, die hier bei ihm leben soll.«

»Was Sie suchen, werden Sie nicht finden«, entgegnete sein Gegenüber. »Es sei denn, Sie nehmen mit Mister Brighton so vorlieb, wie er jetzt aussieht.«

Macabros hörte das Zischeln hinter sich.

Er wirbelte herum.

Eine fette Schlange schob sich aus dem düsteren Wohnzimmer, das plötzlich mit gespenstischem Leben erfüllt war.

Sie kamen aus allen Richtungen, formierten sich zum Angriff.

Er zählte acht.

Aber dann waren es bereits neun.

Henry Jigger war nicht mehr Henry Jigger.

»Sie hätten nicht hierherkommen sollen«, zischelte er mit gespaltener Zunge. »Anne Sitkens ist nicht mehr zu sprechen. Sie ist nicht mehr hier.«

Sein Schlangenkopf schnellte nach vorn.

*

Macabros kam es darauf an, die Dinge endlich durchsichtig zu machen.

Er mußte wissen, was hier vorging, welche Gefahr für unschuldige Menschen sich hier entwickelte.

Henry Jiggers Bluttaten in seiner Wohnung gaben zur größten Besorgnis Anlaß.

Er war zum Amokläufer geworden und konnte seine menschliche Gestalt ändern.

Henry Jiggers war kein Mensch mehr.

Macabros duckte sich im gleichen Augenblick, als der Schlangenkopf auf ihn zustieß.

Der Angriff der Jigger-Schlange verfehlte sein Ziel.

Macabros' Hände griffen zu. Er umfaßte den Schlangenleib unterhalb des Kopfes und riß das Reptil herum.

Die Schlange schlug wütend mit dem Rumpf. Macabros hatte seine Mühe, sich abzudrehen, um mit dem Rücken zur Tür zu kommen.

Wie eine Flut schoben sich die anderen heran. Die meisten, die dabei waren, hatten ihre Erfahrungen im Kampf mit Macabros gemacht, als er konsequent Rosalind Shong aus ihren Fängen befreit hatte.

Macabros drückte hart und unerbittlich zu. Der Schlange kamen fast die Augen aus dem schuppigen flachen Kopf.

Mit dem unteren Teil ihres Körpers schlang sie sich um seinen Bauch. Das konnte er nicht verhindern.

Aber er war Macabros und nicht Hellmark. Sein Körper war nicht

verletzbar. Er bestand aus einer feinstofflichen Substanz, nicht aus Fleisch und Blut.

Einem normalen Menschen wären jetzt sämtliche Knochen im Leibe gebrochen worden. Man konnte sich an allen zehn Fingern abzählen, was passierte, wenn diese Schlangen, die für Menschenjagd bestimmt waren, auf einen Menschen trafen.

Der flache Kopf ruckte hin und her. Ein Röcheln kam aus dem Rachen und das Schlangengesicht nahm wieder bruchstückhaft die Züge Henry Jiggers an.

»Ja… töten Sie mich… drücken Sie fester zu… erlösen Sie mich von diesem schrecklichen Fluch…«

Macabros tat genau das Gegenteil. Er lockerte seinen Griff und merkte, wie Unruhe in die Schlangen kamen, die aus dem Wohnzimmer und den anderen Räumen nachdrangen. »Ich will Sie nicht töten, Jigger. Ich will Ihnen helfen. Sagen Sie mir, was hier vorgeht!«

»Helfen?« krächzte Henry Jigger. Sein Gesicht – halb Schlange, halb Mensch – verzerrte sich. Unterhalb des Halses war er noch Schlange. »Sie können uns nur helfen, indem Sie uns töten. Phantoma hat uns in ihrer Gewalt. Wir sind keine Menschen mehr. Alle achtundzwanzig Tage können wir für kurze Zeit unsere frühere Gestalt annehmen. Dann sehen wir wieder aus wie früher, und niemand ahnt, welche Gefahr wir bringen. Ich kann nur noch heute Schlange und Mensch sein, morgen ist ein anderer dran. Frank Kuttner. Er wird dann das tun, was ich… gestern getan habe: seine Familie töten.«

»Warum geschieht das?«

»Phantoma verlangt es. Wir müssen gehorsam sein. Helfen Sie… solange ich in diesen Augenblicken noch Mensch sein kann. Wenn es Abend wird, geht mein Zyklus zu Ende. Ich werde dann nicht mehr das denken können, was ich jetzt denke. Machen Sie dem allen ein Ende!«

Die Jigger-Schlange zuckte zusammen. Zwei andere Schlangen schnellten fast gleichzeitig vor.

Aber ihr Angriff galt nicht Macabros, sondern dem abtrünnigen Henry Jigger, dessen Menschlichkeit in diesen Sekunden zu sehr Überhand nahm.

Sie schlugen ihre spitzen Zähne in seinen Leib, und Jigger brüllte auf.

*

Im gleichen Augenblick gab es einen Knall.

Glas splitterte.

Hinten im Zimmer zersplitterte die Scheibe, und Macabros sah, wie

zwei massige Schlangen den Weg nach außen suchten.

Sie sahen sich hier gefährdet. Sie hatten es mit einem Gegner zu tun, dem sie nicht gewachsen waren, weil er nicht angreifbar war.

Sie waren auf Fleisch und Blut eingestellt und nicht auf eine Substanz, die nur so aussah. Einem Menschen, der keine Luft in den Lungen hatte, konnte man sie nicht herauspressen.

Drei Schlangen wischten nach draußen.

Die Jigger-Schlange wurde schlaff. Das menschliche Gesicht verschwand völlig.

Große Fleischstücke lagen auf dem Boden. Die Jigger-Schlange war tot, und die anderen versuchten das Schlangenhaus zu verlassen.

Das konnte Macabros nicht zulassen. Jede, die entkam, war eine todbringende Gefahr. Für Fremde, für die Familienangehörigen, zu denen der Betreffende für kurze Zeit zurückkehren würde, um seinen Amoklauf zu beginnen, den Henry Jigger hinter sich hatte.

*

»Auf einer solchen Reise muß man damit rechnen, daß etwas in die Binsen geht«, sagte Jack. Ihm gehörte der 2 CV.

»Hoffentlich ist's nicht der Motor«, sagte Evelyn, groß, schwarzhaarig, helle Haut. Die Engländerin trug einen knappen Pulli und verwaschene Blue Jeans, die aus allen Nähten zu platzen drohten, wenn sie sich bückte.

»Vielleicht ist die Antriebswelle im Eimer«, meinte Joe. Er war der jüngste der Gruppe. Er trug das Haar schulterlang, war dunkelblond und hatte ein stilles, rundes Gesicht, zu dem das wildwuchernde Haar nicht so richtig paßte. Ihn konnte man sich gut in einem feingebügelten Anzug vorstellen, mit weißem Hemd und Krawatte als geschniegeltes Bübchen. Aber genau das wollte er nicht.

Er machte auf Gammel-Look. Diese Mode gefiel ihm.

Joe Blade kroch unter den Wagen, Jack fingerte unter der aufgeklappten Motorhaube rum, und May versuchte, das klapprige Gefährt zu starten.

Auf halbem Weg nach Glenas war der Citroen stehengeblieben.

»Der Motor gibt keinen Mucks mehr von sich«, meldete May. Die strohblonde Engländerin, deren Vater aus Holland stammte, rümpfte die Nase, drehte erneut den Zündschlüssel und gab Gas. Es knackte nicht einmal.

Trotz der unerwarteten Situation war keiner nervös oder ungeduldig. Sie hatten Zeit. Allerdings hatten sie gehofft, heute noch nach Glasgow zu kommen. Doch erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt.

Der 2 CV hatte seinen Geist aufgegeben.

»Vielleicht hat er kein Benzin mehr!« Evelyn schraubte den Verschluß ab.

Benzin war da.

Die Stimmung war famos. Es wurde gescherzt und gelacht, und jedem fiel etwas anderes ein.

Der 2 CV wurde kurzerhand seitlich in einen Waldweg geschoben.

»Hier schlagen wir unser Lager auf«, schlug Jack vor und deutele auf eine besonders schöne Lichtung.

»Girls, macht euch bereit!«

»Kaum sieht er einen Wald, kommt er schon wieder auf lustige Gedanken«, beschwert sich Lys. Sie war ganze achtzehn und damit ein knappes Jahr älter als Joe.

»Ich denke nicht was du denkst«, meckerte Jack. »Erst die Arbeit, dann das Spiel. Wir bauen die Kiste auseinander, und ihr baut die Zelte auf.«

»Das ist Männerarbeit«, kam es von May.

»Wir leben im Zeitalter der Gleichberechtigung, May«, sagte Jack, während er sich eine Zigarette zwischen die Zähne klemmte.

»Was haltet Ihr davon, wenn wir mit dem Zeltaufbau warten?« schlug Evelyn vor. »Vielleicht kriegt ihr die Kiste wieder hin, und wir kommen doch noch mit Volldampf nach Glasgow.«

Jedermann wußte, was mit Volldampf gemeint war. Die Ente machte achtzig Spitze.

»Heute nicht mehr, ausgeschlossen«, schüttelte Jack Brown den Kopf. »Wir bleiben heute nacht hier.«

Sie kamen überein, das beste aus der Situation zu machen.

Die beiden männlichen Teilnehmer der Reise waren damit einverstanden, daß sie noch einmal ihr gesamtes technisches Wissen in die Waagschale werfen sollten, um die Ente wieder flottzukriegen, während sich die Mädchen ein bißchen die Füße vertreten wollten.

»Ein Waldspaziergang tut uns jetzt gut«, meinte die hübsche Lys. Sie war schmal, trug Pagenfrisur und als einzige einen Rock, der ihre langen, wohlgeformten Beine voll zur Wirkung brachte. »Schließlich mußten wir zu dritt auf dem Rücksitz hocken. Da kannst du dir vorstellen, daß wir ein bißchen eingeschrumpft und zerknittert sind. Sobald wir unsere Falten ausgeschüttelt haben, kommen wir wieder. Dann werden wir sehen, was ihr geleistet habt.«

»Soll das eine Beschwerde sein?« fragte Jack Brown. »Vorhin habe ich nichts davon bemerkt. Solange du auf Joes Schoß gesessen hast, muß dir das Beengte recht gut gefallen haben.«

»Komm, wir gehen«, lachte May und hakte Lys und Evelyn kurz entschlossen unter. »Wir sehen uns mal um, wie's weiter hinten aussieht. Vielleicht finden wir eine Tankstelle oder Reparaturwerkstätte, Jungs. Wie heißt's doch so schön da vorn? 'Nur

für Forst- und landwirtschaftliche Fahrzeuge'. Die müssen doch auch irgendwo auftanken, nicht wahr?«

»Paßt auf euch auf!« rief Joe ihnen nach. »Man weiß nie, was hier alles so lauert. Vielleicht gibt's Räuber.«

»Dann haben wir's endlich mal mit richtigen Männern zu tun«, rief Evelyn zurück.

»Oder Schlangen!«

»Puh, hör mir nur auf damit!« schüttelte sich Lys. »Du weißt genau, wenn ich das Wort Schlangen nur höre, wird es mir schon schlecht.«

*

Der Pfad war mit Gras und Moos überwachsen und lief schräg auf den Hauptweg zu, wo sie den 2 CV abgestellt hatten.

Die drei Mädchen unterhielten sich, sprachen über dies und jenes, nichts Wichtiges.

Bei einer uralten Eiche hockten sie sich ins Gras nieder.

Evelyn lehnte ihren Kopf an den Stamm, May streckte sich aus, und Lys, ganz außen am Stamm, beobachtete eine rote Waldameise, die für ihre Größe eine gewaltige Last mit sich schleppte, wieder verlor, zurückkrabbelte und wieder neu ansetzte. Unermüdlich arbeitete sie, um ihre Last ja in den Bau zu bringen.

»Wenn man erst mal zur Ruhe kommt, wird man faul.« May gähnte herzhaft. »Ich könnt auf der Stelle einschlafen.«

Sie schloß die Augen.

Evelyn und Lys plauderten ein wenig über Jack und Joe und über die ganze Reise, die sie dufte fanden.

May schlief ein. Sie begann tief und gleichmäßig zu atmen.

Evelyn und Lys flüsterten nur noch.

»Wenn es nach mir ginge, ich könnte die nächsten vierzehn Tage hierbleiben. Die Hauptsache ist, die Kiste wird uns wieder heil zurückbringen. Wir schlagen das den beiden auch vor«, war Lys plötzlich entschlossen. »Wir bleiben hier und bevölkern den Wald.«

»Ich hoffe, du nimmst das nicht wörtlich«, flachste die aparte Evelyn.

Lys lachte und lehnte den Kopf zurück.

Im Buschwerk hinter dem dicken Stamm bewegte sich etwas.

Lys merkte es nicht, obwohl die Bewegung ganz nahe war.

Eine große, mehr als armdicke Schlange glitt züngelnd näher.

Der Menschenjäger spürte die Nähe der Beute.

*

Der grün-graue Leib schlängelte auf den Stamm zu, glitt daran empor.

Etwas raschelte.

Lys wandte den Kopf. Aber sie blickte in die falsche Richtung.

Der elastische Leib glitt um den Stamm und legte sich wie ein Arm um den Hals der kleinen achtzehnjährigen Engländerin.

Lys schrie gellend auf. Sie warf den Kopf herum und streckte die Hände weit von sich. Ihr Körper wurde steinhart.

Evelyn sprang auf.

Mit vor Entsetzen geweiteten Augen starrte sie auf das ungeheuerliche Bild.

Die Riesenschlange wickelte sich wie ein gigantisches grau-grünes Tau um Hals und Baumstamm.

»Was ist denn los? Warum schreit ihr denn so?« Die aufwachende May wollte sich aufrichten.

Aber da tauchte eine zweite Schlange auf und legte schwer wie ein Sack ihren Körper um das Mädchen. May begann wie von Sinnen zu schreien.

Evelyn wußte nicht, was sie tat. Sie handelte mechanisch.

Sie sprang mit einem Satz zur Seite und riß einen armdicken Ast vom Boden empor. Damit schlug sie auf den sich krümmenden Schlangenkörper ein, der sich um Lys' Hals gelegt hatte.

Die Achtzehnjährige war bewußtlos. Ihr Gesicht lief blau an.

May wehrte sich in ihrer Angst und Verzweiflung wie von Sinnen. Sie schlug um sich, krallte ihre spitzen Fingernägel in den Reptilienleib. Die Berührung mit dem kalten Körper erfüllte sie mit Ekel.

Sie rollte sich auf dem Boden herum. Aber es gelang ihr nicht, sich von dem Ungetüm zu befreien, das sich um ihre Brust wickelte und dessen Druck sie immer stärker zu spüren bekam.

Evelyn schluchzte. »Jack!« gurgelte sie, unfähig, laut zu rufen. »Joe! Um Himmels willen! So kommt doch! Helft uns!«

Sie stöhnte, als sie sah, wie es den Freundinnen erging und sie mit ihrem Ast so gut wie nichts ausrichten konnte.

Über ihr ein Schatten! Sie dachte im ersten Augenblick an einen tief herabhängenden Ast.

Eine Schlange, die dritte!

Evelyn stand erstarrt. Der schwere, grün-graue Leib plumpste nach unten und würde sie unter sich begraben haben.

Da war plötzlich eine Hand da.

Evelyn fühlte sich mit Gewalt auf die Seite gerissen. Die Schlange krachte zu Boden.

»Jack!« hauchte Evelyn und taumelte. Aber das war weder Jack noch Joe, deren Stimmen sie in der Ferne hörte.

Ein Fremder stand neben ihr.

»Fliehen Sie! Schnell!« drängte er.

Fliehen? Wohin? Auf dem Pfad, der hinunter zum 2 CV führte, schob sich eine vierte Schlange heran und versperrte ihr den Rückweg.

»Laufen Sie! Quer durch den Wald! Es ist nicht weit. Sie kommen auf die Straße. Da steht ein Bentley. Steigen Sie ein!« Macabros hatte alle Hände voll zu tun. Die Schlange, der er das sichere Opfer entrissen hatten, rollte blitzschnell auf ihn zu. Sein rechtes Bein war umwickelt, und er wurde in seiner Bewegungsfreiheit behindert.

Evelyn lief davon, als jagten Furien hinter ihr her.

Dieser Wald wurde zum Alptraum. Streifte sie einen Ast, zuckte sie zusammen und schrie auf in der Angst, es mit einer neuen Schlange zu tun zu haben.

Von einer Minute zur anderen hatte sich die Welt verändert.

Grauen schnürte der Fliehenden die Kehle zu. Sie wagte nicht, auch nur einen Blick zurückzuwerfen, wo ein Mann kämpfte, um auch noch May die Möglichkeit zur Flucht zu geben.

Die kleine Blonde war völlig erschöpft. Die Riesenschlange klebte an ihr wie angewachsen.

Jack und Joe tauchten auf, ungläubiges Entsetzen im Gesicht.

Der Fremde kämpfte gegen zwei Schlangen gleichzeitig. Daß dieser Mann noch lebte, war ein Wunder.

Er kniete auf dem Boden. Seine untere Körperhälfte wurde von einem Schlangenleib bedeckt. Er riß die Schlange, die sich um May gewickelt hatte, so herum, daß er ihren Kopf erwischte. Den zerschmetterte er an einem Baumstamm.

Der Schlangenleib wurde schlaff. Macabros befreite May aus der Umklammerung.

Die Gerettete atmete nur schwach. Ihr Gesicht verzog sich vor Schmerzen. Sie mußte innere Verletzungen davongetragen haben.

»Sie muß ins Krankenhaus. Laufen Sie zum Bentley!« Macabros erklärte den Jungen den Weg.

»Was wird aus Ihnen?« Jacks Augen irrten hin und her.

»Lassen Sie das meine Sorge sein! Mir wird nichts passieren.« Er sagte das in einem Tonfall, als handelte es sich um die selbstverständlichste Sache von der Welt.

Lys war nicht mehr zu helfen. Die Schlange hatte ihr das Genick gebrochen. Macabros löste das riesige, schwere Tier von ihr. Lys fiel wie eine Marionette, deren Fäden man durchgeschnitten hatte, auf die Seite.

Jack und Joe liefen los. Macabros bestand darauf. Hier konnten sie sich nur selbst gefährden. Sie mußten so schnell wie möglich weg aus der Gefahrenzone.

May wurde von den beiden Freunden weggetragen. Das ging nicht

sehr sanft zu. Sie spürte jede Erschütterung. Tapfer biß sie die Zähne zusammen.

Jack Brown warf einmal einen kurzen Blick zurück. Auf der kleinen Lichtung vor der uralten Eiche spielte sich ein Drama ab, das sich wie ein Brandmal in seiner Seele verewigte.

Er sah nur noch einen Berg schimmernder Schlangen, unter dem der Mann verschwand, den er eben noch gesprochen hatte.

Jack Brown stockte der Herzschlag.

Eine Hand glaubte er noch zwischen den wimmelnden Schlangenleibern zu sehen, die schwach nach außen griff, aber an der glatten Oberfläche der Leiber abrutschte.

Die Schlangen hatten ihr Opfer.

*

So sah es aus.

Macabros war blockiert. Aber er konnte nicht sterben.

Björn Hellmark registrierte seine Empfindungen.

Die Schlangen preßten seinen Doppelkörper zusammen, aber sie erreichten damit nichts. Sie stießen ihre aufgerissenen Mäuler vor, und die spitzen Zähne versuchten das gleiche Werk, das sie bei Henry Jigger angerichtet hatten.

Aber es gelang nicht. Die feinstoffliche Substanz gab nicht nach, war hart und zäh wie Kautschuk.

Rosalind Shong hatte die Schreie Evelyns und Lys' vernommen.

»Die Schlangen sind wieder da!« Björn Hellmark wußte, wie die Dinge standen, und konnte es kaum erwarten, daß Evelyn herangewankt kam und Jack und Joe mit ihrer Last zwischen den Stämmen auftauchten.

»Ins Auto, schnell, ehe die Schlangen hier sind!«

Hellmark lotste zuerst Rosalind Shong hinein.

Evelyn krabbelte wie in Trance auf den Hintersitz.

Jack Brown und Joe Blade starrten auf Hellmark, als sähen sie einen Geist vor sich.

»Aber…« Jack schluckte. Das war doch der Mann, der drüben bei den Schlangen zurückgeblieben war.

»Stellen Sie keine Fragen! Ihre Freundin muß auf dem schnellsten Weg ins Krankenhaus. Rasch!«

May wurde quer über die Beine der anderen gelegt und von Rosalind Shong, Evelyn und Joe Blade gehalten.

Jack Brown lief um den Wagen herum, wollte auf dem Sitz neben dem Fahrer Platz nehmen, der sich anschickte, seinen Platz hinter dem Steuer einzunehmen.

Da fiel der Schuß.

Hellmark zuckte nur kurz zusammen. Dann brach er ohne einen Laut von sich zu geben in die Knie.

*

Er hatte genau gezielt.

Der Mann, der fünfzig Meter entfernt auf der anderen Seite der Straße zwischen zwei Bäumen stand, war zufrieden.

Er war Förster.

Ganz plötzlich war es über ihn gekommen.

Du mußt es tun! hatte eine Stimme verlangt. Und dann hatte er das Gewehr hochgenommen und genau gezielt.

Er war unterwegs, um streunenden Hunden und Katzen das Handwerk zu legen, die in der letzten Zeit in auffallender Weise in diesem Waldgebiet ihr Unwesen trieben. Spaziergänger wußten zu berichten, daß vor ihren Augen Hasen und Rehe von Hunden gerissen worden waren.

Der Förster tauchte hinter einem Baumstamm unter, griff sein Rad, schwang sich auf den Sattel und fuhr davon, als ginge in das Ganze nichts an.

Er begriff nicht, daß er als ein Werkzeug dämonischer Mächte benutzt worden war.

Für kurze Zeit hatte ein anderer Wille seinen Geist übernommen.

Nicht er war zum eiskalten Mörder geworden, sondern der Dämon, der die ganze Zeit schon unruhig suchend durch die Lüfte gestreift war. Er stand im Dienst von Molochos, dem Todfeind Björn Hellmarks, und belauerte den Deutschen seit Tagen.

Bisher hatte er keine Gelegenheit gefunden, zuzuschlagen. Er selbst, der Unsichtbare, hatte es nicht riskiert, zu nahe an Hellmark heranzugehen. Er fürchtete die Dämonenmaske, die Björn stets bei sich trug. Sie bedeutete Zurückschleudern in das jenseitige Reich, aus dem er gekommen war, oder Vernichtung.

In der Person des Försters hatte er ein geeignetes Werkzeug gefunden.

Der Mensch besaß eine Waffe. Er konnte sie auf Menschen richten, wenn er dementsprechend manipuliert wurde.

Ein böser Geist war wirksam geworden.

Der Förster wußte nichts von Molochos, nichts von der Feindschaft, die zwischen ihm und Björn Hellmark bestand. Er verlor für Minuten das Ichbewußtsein und schoß.

Dämon Putu, ein Geist der niederen Rangordnung, konnte zufrieden sein.

Er hatte den Feind aufgespürt und zerschlagen. Er war Phantoma zuvorgekommen.

Molochos konnte triumphieren.

*

Tausende von Meilen entfernt. Das Reich der Dogon.

Nanga kam aus Pegue.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu, und Nanga ging noch einmal zur Wasserstelle, um den Wassergeist zu befragen.

Die Frauen des Dorfes behaupteten, der Brunnen wäre am Versiegen. Das war ein schlimmes Zeichen. Es hatte lange nicht geregnet, und die Trockenheit setzte allen im Dorf zu.

Nanga beabsichtigte ein großes Regenopfer zu bringen, damit die Geister und Dämonen gnädig gestimmt sein würden.

Aber erst mußte er sich überzeugen.

Nanga trug einen weißen, langen Kittel. Seine schwarzen Füße wirbelten den roten Staub auf.

Er kam zur Wasserstelle. Ein Schöpfgefäß lag am Rande, und er mußte es tief eintauchen.

Das Wasser war braun.

»Du bist Nanga, nicht wahr?« sagte da eine Stimme hinter ihm.

Der Dogon-Priester warf den Kopf herum.

Eine Fremde stand vor ihm, weißhäutig.

»Du bist Nanga und ein Priester der Dogon«, stellte sie fest. »Du wirst mich mit in das Dorf Pegue nehmen.«

»Wer sind Sie?« fragte der Priester.

»Ich bin wie Nommo«, sagte sie nur.

Der Schwarze schluckte. Wer wagte es, den heiligen Namen in den Mund zu nehmen und so etwas Furchtbares zu behaupten?

Es gab nur einen Nommo. Niemand konnte wie Nommo, der schlangenleibige, schlitzäugige Wassergeist, sein.

»Was Sie sagen ist schlimm. Sie werden Unheil über Pegue bringen.«

Das Lächeln auf ihren Lippen war alles andere als freundlich. Dieses schöne Gesicht drückte Kälte und Unbarmherzigkeit aus.

»Ich werde nach Pegue kommen, und ihr werdet mir gehorchen. Du wirst es sein, der mir den Weg ebnet. Du wirst mich in dein Haus mitnehmen.«

»Ich weigere mich.« Nanga lief rot an. Da kam eine Fremde und stellte Forderungen.

Phantoma schnippte mit den Fingern. Aus dem mannshohen Steppengras hinter ihr kam etwas. Es raschelte. Ein prachtvoller Leopard kam hervor, blieb einen Schritt neben ihr stehen. Die große Raubkatze fletschte die Zähne. Ein gefährliches Knurren kam aus dem blutroten Rachen.

Nanga prallte zurück.

»Ein Wort von mir genügt, und er wird dich töten, Nanga. Nun, wie stehst du jetzt zu meinem Angebot? Ich habe nicht viel Zeit. Überlege nicht zu lange!«

Im stillen dachte sie: Ich könnte euch sagen, wer ich bin, aber ihr würdet es nicht verstehen. Ihr habt eure eigenen Geister und Dämonen, habt ihnen Namen gegeben. Aber ihr habt vergessen, daß sie auf Mandragoras Einfluß zurückgehen. Ihr wißt nichts mehr von ihr. Nun sollt ihr sie kennenlernen.

Die Augen Nangas waren weit aufgerissen.

Ein Leopard an der Seite einer Frau, die ihn hielt wie eine Hauskatze, ein solcher Mensch mußte mit den bösen Geistern im Bunde stehen. Schlimmes kam da auf Pegue und seine Bewohner zu.

Es würde schwer sein, die Dämonen und Geister zu besänftigen. Etwas Gewaltiges mußte passiert sein.

»Ihr vermißt seit einem Tag einen Mann namens Balpe, nicht wahr?«

Nanga nickte. Balpe war von der Jagd nicht zurückgekehrt. Seine Begleiter konnten nicht sagen, was aus ihm geworden war.

Ein weiteres schlimmes Zeichen.

Phantoma deutete auf das prächtige Raubtier an ihrer Seite, das noch immer bedrohlich fauchte.

»Das ist Balpe, Nanga. Ein treuer Diener an meiner Seite. Ich habe ihn in einen Leoparden verwandelt. Aus dir werde ich eine alte Schlange machen, wenn du mir nicht gehorchst, und ich werde dir den Kopf zertreten, sobald du meinen Füßen zu nahe kommst.«

*

Sie sind entkommen und werden ihren schrecklichen Auftrag ausführen, hämmerte es in seinem fiebernden Bewußtsein.

Er hatte das Gefühl in einem endlosen Tunnel zu stehen. Seine eigene Stimme kam dröhnend von allen Seiten wieder.

»Frank Kuttner ist in Gefahr, er wird wieder zu einem Mensch werden und das gleiche tun, was Henry Jigger getan hat. Ich muß die Familie warnen, Superintendent Jenkins Bescheid sagen… Man muß sie töten, alle… sie sind Menschen und doch keine Menschen mehr… sie bringen Tod und Verderben…«

»Er kommt zu sich«, vernahm er eine fremde Stimme.

»Na endlich«, sagte eine andere.

Björn schlug die Augen auf.

Er sah nur helle und dunkle Flecken. Es flackerte vor seinen Augen. Er erkannte eine Lampe, weiße Wände, Gestalten. Ein Krankenzimmer. Ein Arzt, eine Schwester.

Was war geschehen?

In seiner Erinnerung klaffte ein Loch. Er bekam erklärt, wie er hierhergekommen war.

Jack Brown hatte sofort, nachdem der Schuß gefallen war, Björn in das Auto gezerrt und war davongebraust.

»Ein Schuß?«

Der Arzt nickte: »Sie hatten noch einmal Glück. Einen halben Millimeter weiter rechts und die Kugel wäre genau in Ihre Schläfe gegangen. Dann hätten wir nichts mehr für Sie tun können. So haben Sie durch den Schlag lediglich das Bewußtsein verloren.«

»Wie lange liege ich schon hier?« fragte er. Er fand, daß seine Stimme gar nicht so schwach klang.

»Seit rund zehn Stunden.«

Draußen war hellichter Tag. Es war der Tag, an dem Frank Kuttner zurückkommen würde, um seinen Amoklauf zu beginnen. Immer wieder drehten sich seine Gedanken um diese Sache.

Wann würde es sein? Heute morgen, heute mittag, am Abend? Würde unmittelbar nach seiner Ankunft etwas passieren – oder würde es eine Wartezeit wie im Fall Jigger geben?

Björn richtete sich auf. »Well, Doc«, meinte er. »Nachdem ich von Ihnen gehört habe, daß das Ganze nur eine Kleinigkeit war, werden Sie wohl nichts dagegen haben, wenn ich mich wieder verabschiede. Ein Streifschuß ist schließlich nichts Weltbewegendes. Schade um das Bett, das ich belege.«

»Das ist einfach gesagt. Aber um eine solche Kleinigkeit handelt es sich leider nicht, Mister Hellmark.«

Björns Lippen wurden hart. »Nicht? Und ich dachte schon, Sie hätten mich nur geweckt, um mir zu sagen, daß ich hier verschwinden soll. Was haben Sie denn noch vor mit mir?«

»Einige Untersuchungen. Sie waren sehr lange bewußtlos. Wir wollen ganz sicher gehen, daß die Ohnmacht sich nicht wiederholt.«

Björn tastete nach seinem Schädel, der ihm doppelt so dick vorkam.

»Aha, Sie haben mir einen hübschen Verband um den Schädel gewickelt, der alles schön zusammenhalten soll. Hatten Sie Angst, daß er in seine Einzelteile auseinanderfallen würde?«

Der Arzt hatte auch gleich die Verletzung behandelt, die ihm durch den groben Angriff Henry Jiggers beigebracht worden war.

Björn erkundigte sich nach seinen Begleitern und da vor allem nach May.

Sie hatte mehrere Knochenbrüche durch den Angriff der Schlangen davongetragen.

»Ich habe diese Geschichte erst gar nicht glauben wollen«, gestand der Arzt. »Aber es gibt keinen Zweifel. Die Verletzungen können nur

von Schlangen herbeigeführt worden sein.«

Hellmark wollte wissen, wo Rosalind Shong, Jack Brown und die anderen geblieben waren.

»Sie haben in Perth die Nacht verbracht. Superintendent Jenkins hat sich sofort ihrer angenommen. Ich mußte die haarsträubende Geschichte natürlich weitergeben. Dazu gehört auch der heimtückische Schuß, der auf Sie abgefeuert worden ist. Mister Jenkins wollte darüber mit Ihnen sprechen.«

»Ich glaube auch, daß ich ihm eine ganze Menge zu erzählen habe. Aber bevor Sie ihn anrufen und Bescheid geben, daß ich vernehmungsfähig bin, bitte noch eine Auskunft, Doc.«

»Und die wäre?«

»Wie lange, denken Sie, müssen Sie mich hier festhalten? Ich fürchte nämlich, jede Stunde dürfte zuviel sein. Ich muß auf dem schnellsten Weg fort von hier.«

Der Arzt hatte schon viele ungeduldige Patienten erlebt, aber noch keinen, der so drängte wie Hellmark.

Er konnte ja auch nicht wissen, was diesen Mann bedrückte. Hellmark wußte von Phantoma und hatte Beweise, daß sie hart und brutal in das Leben der Menschen eingriff.

Phantoma mußte gefunden werden, koste es, was es wolle.

*

Superintendent Jenkins machte einen guten Eindruck auf Hellmark.

Der Beamte wirkte weniger steif und zurückhaltend als bei der ersten Begegnung.

»Etwas ist dran an Ihrer Geschichte«, sagte Jenkins, als sie allein im Krankenzimmer waren. Der Arzt hatte ihm eine Viertelstunde zugestanden. »Ich muß mich bei Ihnen entschuldigen. Mr. Hellmark. Ich hielt Sie – gelinde gesagt – für einen Spinner. Aber hier geht etwas Besonderes vor. Wir kommen mit den üblichen Methoden nicht weiter. Sie haben das schon sehr früh erkannt.«

Er gab Björn einen umfassenden Bericht über die Gespräche, die er mit Jack, Joe, Evelyn und vor allem mit Rosalind Shong geführt hatte.

Die Malaiin hatte sich noch gestern abend in Glasgow gemeldet, und die Polizeiaktionen dort waren eingestellt worden. Der Betreuer des Mediums, Dr. Ian Haines, war bereits in Perth und hielt sich im Moment in dem Hotel auf, in das Jenkins die ganze Gruppe untergebracht hatte.

»Meine Leute haben heute morgen die Wälder bei den Ochil Hills durchkämmt. Wir haben nach den Schlangen gesucht. Zusätzlich habe ich eine Rundfrage losgeschickt, ob in der letzten Zeit aus einem

Zirkus oder einer Zoohandlung ein Reptil ausgebrochen war. Es wurde kein Verlust gemeldet. Dabei muß es sich um besondere Schlangen gehandelt haben, die es normalerweise in unseren Breiten nicht gibt. Uns ist besonders die Größe aufgefallen. Aufgefallen ist uns auch, daß es einen Widerstand gibt, den sich keiner bei uns erklären kann. Jack Brown, Joe Blade und Evelyn Baer sagten übereinstimmend aus, daß Sie mit den Schlangen kämpften und daß es nur Ihrem Eingreifen zu verdanken war, daß May Spliss gerettet wurde. Wir zweifeln nicht daran. May Spliss liegt hier im Krankenhaus, aber…«

Björn nickte. »Ich weiß, was jetzt kommt, Superintendent. Die Aussage von Rosalind Shong. Ich habe zur gleichen Zeit bei ihr gestanden. Das wollten Sie doch sagen, nicht wahr?«

»Ja. Wir stehen vor einem Rätsel. Wie ist das möglich?«

»Haben Sie schon einmal etwas von Parapsychologie gehört, Superintendent?«

»Ja.«

»Man weiß von Menschen, die Gedanken lesen, die hellsehen können, die Dinge vorausahnen, ohne dafür eine Erklärung zu haben. Man weiß von Menschen, die Gegenstände bewegen, ohne Hand anlegen zu müssen. Ich verfüge ebenfalls über eine parapsychische Begabung. Es ist mir möglich, zur gleichen Zeit an zwei Orten zu sein.«

Jenkins hatte schon viel Unfug gehört, aber das übertraf alles. Trotzdem war er höflich genug, keine unangebrachte Bemerkung zu machen.

»So wäre es zumindest logisch erklärbar«, war sein Kommentar. »Aber ich müßte es selbst erlebt haben, um mir darüber ein Urteil zu bilden.«

»Werfen Sie einen Blick zur Tür, Superintendent!«

Jenkins wandte flüchtig den Kopf – und fuhr zusammen.

Dort stand ebenfalls Björn Hellmark, der Mann, der vor ihm im Bett lag.

*

Dieses Erlebnis bedeutete viel für Jenkins. Er wußte, daß er allein darüber viele Stunden lang mit Björn Hellmark hätte diskutieren müssen. Aber die Zeit hatte er nicht. Gleich würde der Arzt wieder auftauchen. Die Hälfte der Sprechzeit war schon um.

Jenkins bat darum, Hellmarks Version über die Ereignisse hören zu dürfen.

Björn faßte sich kurz, hielt sich an das Wichtigste.

»Eines verstehe ich dann immer noch nicht.« Man merkte Jenkins an, daß er sich redlich bemühte, die Dinge ganz objektiv zu sehen.

»Wir gehen davon aus, daß die Schlangengeschichte stimmt. Wir haben Spuren eines Kampfes gefunden, genau an der Stelle, die von den anderen beschrieben wurde. Die sollen darauf zurückgehen, daß Sie zwei oder drei der Riesenschlangen getötet haben. Demnach hätten wir auch diese Schlangen finden müssen…«

»Sie haben nicht?« stieß Hellmark hervor.

»Nein. Und deshalb wird das Ganze so unglaubwürdig.«

»Ich kann Sie verstehen, Superintendent. Ich weiß dafür ebenfalls keine Erklärung. Aber es gibt einen Weg, Ihnen das Ungeheuerliche zu beweisen. Was bisher geschehen ist, war erst der Auftakt, Superintendent. Die Schlangen haben das Haus verlassen. Sie haben das Haus Brightons doch gesehen, nicht wahr?«

»Ja. Es ist verlassen. Aber irgend jemand hat noch kürzlich darin gewohnt.«

»Die Schlangen.«

»Ich weiß, ich habe unsere erste Begegnung, die erst drei Tage zurückliegt, noch sehr gut im Kopf. Das Haus der Schlangen. Misses Jigger hat es erwähnt und unabhängig von ihr auch Madame Shong.«

»Die Schlangen werden wieder auftreten. Ich bin überzeugt davon. Der Feind, mit dem wir es zu tun haben, Superintendent, ist nicht mit menschlichen Maßstäben zu messen. In einzelnen Familien beginnt es. Ich weiß noch nicht, was damit bezweckt werden soll. Henry Jigger hat den Anfang gemacht. Hören Sie gut zu! Ich will Ihnen etwas erklären, ehe der Doc zurück ist…«

*

Das Tam-Tam der Trommeln vermittelte ihnen die Botschaft.

Boyd Fermeeren war sehr ernst.

Er und seine Frau waren mit einem umgebauten Kübelwagen in das Reich der Dogon unterwegs.

Das Forscherehepaar – er Anthropologe, sie Archäologin – beabsichtigte, die Stämme der Senouffo, der Dogon und der Mossi, von denen man behauptete, daß sie noch Menschenfresser seien, zu erforschen.

Boyd Fermeeren und seine Frau, eine kräftige Sportlerin mit goldblonden Haaren und sonnenverbrannter Haut, eine Frau, die zupacken konnte und trotzdem ihr feminines Wesen bewahrt hatte, sprachen beide außer Holländisch, Englisch und Französisch mehrere Eingeborenendialekte.

Das Paar hatte diese Reise gründlichst vorbereitet.

Boyd Fermeeren stand neben dem haltenden Kübelwagen und blickte in die Ferne, wo das steppenartige Plateau sich in der Dämmerung mit dem Himmel zu berühren schien.

Fermeeren schüttelte den Kopf. »Ich verstehe das nicht«, sagte er leise, als das Tam-Tam verhallte und eine kurze Pause eintrat. »Sie erzählen von einer weißen Göttin, die gekommen sei. Pegue sei auserwählt, eine führende Stellung einzunehmen. Was soll das?«

Sie waren noch zehn Meilen von Pegue entfernt. Seit Stunden ging das Tam-Tam. Sie hatten während ihrer Fahrt auf dem Felsplateau nicht einen einzigen Eingeborenen getroffen. Beinahe sah es so aus, als mieden sie die Nähe des Wagens, den sie bestimmt schon gesehen haben mußten. Aus früheren Expeditionen in dieses Gebiet wußten die Fermeerens, daß die Ankunft eines Fremden schon sehr bald registriert wurde, weil dies ein großes Erlebnis war.

Die Trommeln fingen wieder an, wild, hektisch.

»Eine schreckliche Göttin…«, murmelte Fermeeren. Er kannte die Sagen und Mythen der Dogon und beabsichtigte, ein Buch darüber herauszubringen.

»Phantoma? Was soll der Unfug? Davon habe ich noch nie gehört.«

Cornelia Fermeeren stand ebenfalls vor einem Rätsel. Die Siebenunddreißigjährige lauschte aufmerksam, versuchte wie ihr Gatte die geheimnisvolle Botschaft zu entziffern, die alle Dogon nach Pegue zur »großen Feier« rief.

»Sie behaupten, daß ein Leopard in ihrer Begleitung sei.« Ein flüchtiges Lächeln spielte um ihre schöngeschwungenen Lippen, die dem herben Gesicht etwas Liebliches verliehen. »Eine komische Geschichte, Boyd, findest du nicht auch?«

»Ich verstehe sie einfach nicht. Etwas scheint einen gewaltigen Eindruck auf sie gemacht zu haben. Oder sie versuchen etwas, was uns bisher unbekannt geblieben ist. Das Ganze könnte eine Art Beschwörung sein, um die Regengeister günstig zu stimmen. Vielleicht denkt einer der Medizinmänner, er muß mal etwas Neues machen, die diese nun schon unerträglich gewordene Situation noch verändern könnte. Ein neuer Zauber – und die Leutchen bekommen wieder Hoffnung.«

»Kommt zur großen Feier, seid zur Stelle, wenn Phantoma den abtrünnigen Priester den Flammen übergibt…« übersetzte Cornelia Fermeeren die Nachricht der Trommeln.

»Merkwürdig«, schüttelte der Anthropologe den Kopf. »Eine Totenverbrennung? Das ist doch unmöglich.«

Sie wüßten beide, daß die Dogon einen besonderen Brauch hatten, ihre Toten zu bestatten. Die Zeremonie fand nachts statt, daran hatte sich bisher nichts geändert. Die Dogon verbrannten ihre Toten nicht. Dem Brauch gemäß wurden sie in Lebenstücher eingewickelt und auf dem Rücken der Leichenbestatter in die Totennischen gebracht, wo sie eingemauert wurden.

Wieso war dies anders geworden? Sollte der Brauch, der seit eh

und je befolgt wurde, mit einem Male keine Berechtigung mehr haben?

Da stimmte doch etwas nicht.

Ursprünglich hatte sich das Forscherehepaar vorgenommen, hier sein Lager aufzuschlagen, obwohl es noch hell genug war, um ein paar Meilen weiterzufahren. Aber Boyd Fermeeren hatte das Lager deshalb so früh aufschlagen wollen, weil er eine Reparatur durchführen mußte.

Die Wasserpumpe war ausgefallen. Er mußte eine neue einsetzen. Das brauchte seine Zeit. Es war kaum anzunehmen, daß er bis zum Einbruch der Dunkelheit damit fertig sein konnte.

Aber jetzt mußte er es schaffen.

»Wir essen später etwas, Corni«, sagte er. »Machen wir uns an die Arbeit. Bevor dieser merkwürdige Zirkus über die Bühne geht, müssen wir in der Nähe des Dorfes sein. Ich will wissen, was dort vorgeht und…« Er unterbrach sich.

Die Trommelbotschaft brachte eine weitere Neuigkeit.

»Phantoma verlangt, daß jedermann Nanga zu sehen bekommt, der ihr den Gehorsam verweigert. Sie hat Nanga in eine Schlange verwandelt.«

Cornelia und Boyd Fermeeren blickten sich an.

Das hatte weiß Gott nichts mit irgend einem Regenzauber zu tun. Jetzt verstanden sie gar nichts mehr.

*

Frank Kuttner stammte aus Perth. Das machte die Sache einfach für Jenkins. Er brauchte nicht lange bürokratische Umwege zu machen. Alles lag in seiner Hand.

Achtundzwanzig Tage waren seit seinem Verschwinden vergangen. Von dieser Sicht aus konnte die phantastische Theorie Hellmarks richtig sein.

Würde das eintreten, was er vermutete?

Jenkins glaubte nicht recht daran, aber er sorgte dafür, daß alles vorbereitet war und man nicht überrascht wurde wie bei der Rückkehr Henry Jiggers.

Jenkins und drei seiner besten Leute lagen auf der Lauer. Björn Hellmark war mit von der Partie. Er hatte es geschafft, den Arzt dazu zu bringen, die abschließenden Untersuchungen umgehend anschließen zu lassen. Auf seine eigene Verantwortung war er entlassen worden.

In einem Cafe an der Ecke der Straße, in der Frank Kuttner wohnte, hatten Jenkins und Hellmark sich postiert.

Die beiden Männer tranken schweigsam ihren Kaffee und blickten

immer wieder nach draußen.

Die drei Mitarbeiter waren in der Nähe des Hauses verteilt. Alle drei waren mit Fotografien des Verschwundenen ausgerüstet.

Die Familie Kuttners wußte nichts von dem Unternehmen. Alles mußte ganz natürlich vor sich gehen.

»Bleibt nur eines zu hoffen…« Hellmark stockte.

Jenkins richtete den Blick auf den Mann, dessen starker Persönlichkeit er sich nicht entziehen konnte.

»Was hoffen Sie, Mister Hellmark?«

»Daß Frank Kuttner nicht unter den Schlangen war, die auf der Strecke blieben. Aber selbst wenn«, fügte er sofort hinzu, »gibt es noch andere Wege, zu beweisen, daß die Verschwundenen in der Hand einer dämonischen Frau zu Schlangen wurden, die auf Menschenjagd gehen. Wenn Jiggers Hinweise stimmen, dann müssen sich über kurz oder lang all jene in Menschen zurückverwandeln, um Phantomas Auftrag auszuführen. In diesem Fall brauchten wir nur die Listen der Vermißten durchzugehen, um zu wissen, wo etwas passieren kann.«

*

Sie hatten Glück.

Was Jenkins gehofft, aber nicht erwartet hatte, traf ein.

Frank Kuttner kam.

Ein Mann, den man seit achtundzwanzig Tagen gesucht hatte, kehrte nach Hause zurück, als wäre dies die selbstverständlichste Sache der Welt.

Was würde er als Entschuldigung vorbringen?

Jiggers Version vom partiellen Gedächtnisverlust hatte man noch glauben können, aber durch Hellmarks Hinweise wußte Jenkins, daß derartige Erklärungen mit Vorsicht zu genießen waren. Frank Kuttner kam vom anderen Ende der Straße, wo die Bushaltestelle lag.

Merdith, der am weitesten abseits stand, bemerkte den Ankömmling zuerst, notierte sich die Busnummer und meldete über sein Taschenfunkgerät die Ankunft des Erwarteten.

Alle wurden Zeuge, wie Frank Kuttner zum Haus kam.

Björn Hellmark und Superintendent Jenkins beobachteten den Vorgang aus angebrachter Entfernung.

Jenkins' Dienstwagen stand auf dem Parkplatz hinter dem Cafe. Am Funktelefon saß ebenfalls ein Beamter, der mit der Polizeizentrale in ständiger Verbindung stand.

Jenkins wollte die Dinge ihren normalen Lauf nehmen lassen.

Misses Kuttner war verpflichtet, der Polizei sofort eine Mitteilung zukommen zu lassen, wenn sie irgend etwas von ihrem Mann erfahren sollte.

Seine Rückkehr mußte einschlagen wie eine Bombe.

Sollte der Anruf länger auf sich warten lassen, dann würde Jenkins unter irgendeinem Vorwand die Wohnung betreten. Zumindest war er auf alle Eventualitäten vorbereitet.

Unmittelbar nachdem Kuttner das Haus betreten hatte, bezog ein Beamter heimlich Stellung in der Nähe der Wohnungstür. Sollte in der Wohnung etwas geschehen, wollte Jenkins die Sicherheit haben, sofort dort eindringen zu können, ehe das Drama seinen Höhepunkt erreichte.

Es gab viele Wenn und Aber. So ganz wohl fühlte Jenkins sich nicht. Aber er mußte sich an die Spielregeln halten, so schwer es ihm fiel.

Da rasselt das Autotelefon.

Die Zentrale.

»Na endlich!« Jenkins griff nach dem Hörer. War es das, was er erwartete?

Drei Minuten waren seit der Rückkehr Frank Kuttners verstrichen.

Aus dem Kommissariat kam die Meldung, daß Mister Kuttner unerwartet zu Hause aufgetaucht sei.

»Danke.« Jenkins legte auf. Er blickte Hellmark an. »Und jetzt sind wir am Zuge, Mister Hellmark. Kommen Sie!«

*

Sie mußten dreimal klingeln.

Dann wurde geöffnet.

»Superintendent Jenkins, von der Mordkommission«, sagte er.

Die Frau auf der Türschwelle sah verweint aus. Ihre Augen waren rotgerändert. Deutlich sah man verwischte Tränenspuren auf ihren Wangen. »Wir haben von Ihrem Glück gehört, Misses Kuttner. Dürfen wir einige Worte mit Ihrem Mann wechseln? Es tut mir leid, daß ich so unangemeldet hier eindringe und Ihre Freude störe.«

»Mordkommission?« fragte die Frau leise, als begriffe sie erst jetzt, was Jenkins da gesagt habe.

»Wir haben erfahren, daß Ihr Mann nach fast einmonatiger Abwesenheit wieder aufgetaucht ist. In diesem Zusammenhang suchen wir – wie Sie sicherlich wissen – noch mehr Vermißte. Wir vermuten, daß diese Fälle anders zu bewerten sind, als wir zunächst annahmen. Wir bringen sie mit einem Mordfall in Verbindung. Gestatten Sie, daß wir uns mit Ihrem Mann kurz unterhalten? Es liegt in seinem Interesse und im Interesse jener Männer, von denen wir bisher immer noch nichts gehört haben.«

Sie warf nur einen kurzen Blick auf den Ausweis, den Jenkins aus seiner Brusttasche zog.

Dann bat sie die beiden Besucher herein.

Frank Kuttner saß im Wohnzimmer in einem schweren Sessel und rauchte eine Zigarette.

»Besuch für dich, Frank«, sagte Misses Kuttner. »Polizei.«

Er blickte auf. Jenkins und Hellmark versuchten sich von diesem ersten Eindruck ein Bild zu machen. War Kuttner physisch verändert? Psychisch?

Er machte einen sehr ruhigen, beinahe lethargischen Eindruck.

»Geht es bei der Polizei immer so schnell?« fragte er mit dem Anflug eines Lächelns auf seinen Lippen. »Kaum hat meine Frau den Hörer aufgelegt, schon sind Sie da?«

»So schnell geht es leider nicht immer«, gab Jenkins zu. »Aber in den Fällen, wo wir bisher nur im Schneckentempo vorankommen, können Sie uns vielleicht eine Hilfe sein, daß es von nun an schneller geht.«

Frank Kuttner schien sich schon wieder recht heimisch zu fühlen. Kein Befremden, keine Klagen.

»Wir hätten gerne gewußt, wo Sie sich solange aufgehalten haben«, sagte Jenkins, während er dankend den angebotenen Platz annahm.

Björn betrachtete den Zurückgekehrten sehr genau.

Durch Jenkins wußte er, daß Kuttner zwei Kinder hatte. Beide befanden sich im Augenblick in der Schule.

»Wenn ich das wüßte, wäre ich schlauer, Superintendent«, bekam er als Antwort.

Es war genau das gleiche wie bei Henry Jigger.

Björn hatte das Gefühl, daß Kuttner seinem Blick auswich.

Der Zurückgekehrte fühlte sich nicht ganz sicher. Ahnte er etwas? Das war unwahrscheinlich. Die Vorbereitungen waren in aller Heimlichkeit getroffen worden.

Aber Frank Kuttner hatte Björn Hellmark schon einmal gesehen – als er als Schlange in Brightons Haus lebte.

Erinnerte er sich an sein Schlangendasein? Oder war alles nur wie ein böser Traum für ihn, und wußte er wirklich nicht, was hinter ihm lag?

Jenkins stellte seine Routinefragen und erhielt nur unbefriedigende Antworten.

Dann schaltete Björn sich ein.

Gezielt fragte er nach dem Brighton-Haus. Aber Kuttner zuckte nur die Achseln.

Beim Namen Phantoma wurde Kuttner merklich unruhiger.

»Henry Jigger kam auch zurück«, sagte er scharf. »Er kam, um seine Familie zu ermorden. Dies war ein Auftrag Phantomas. Aber dies alles ist erst der Anfang. Noch mehr ist euch aufgetragen. Sie sind kein Mensch mehr, Kuttner, Sie sehen nur so aus. Das macht es so schwer

für uns. Wir wollen Ihnen helfen, aber wir können das nur, wenn Sie uns ohne Einschränkung die Wahrheit sagen. Was wissen Sie, Kuttner? Sprechen Sie!« Björn drängte. »Wo ist Phantoma jetzt? Was hat sie vor?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.« Kuttner schluckte. Mit einer nervösen Bewegung strich er sich über die Stirn.

Für Misses Kuttner war die Art, in der man ihren Mann verhörte, eine Qual. Warum behandelte man ihn so? Sie hatte keine Erklärung dafür.

»Vielleicht wissen Sie es wirklich nicht, Mister Kuttner. Aber warum erinnerte sich Henry Jigger noch so genau daran, obwohl er doch auch in eine Schlange verwandelt worden war?«

»Ich kenne keinen Henry Jigger. Ich weiß nicht, was der Unfug soll.«

»Phantoma braucht Menschen. Sie sind Phantoma begegnet, Mister Kuttner. Einmal in der Woche fuhren Sie hinaus zum Brighton-Haus. Sie sind selbständiger Kaufmann und unterhalten einen kleinen Getränkevertrieb. Brighton ließ sich regelmäßig beliefern. Von einer Fahrt nach dort kamen Sie nicht zurück.«

»Habe ich einen Getränkevertrieb? Ich weiß nicht… ich erinnere mich nicht…« Machte er auf Show? War es echt?

»Warum lassen Sie ihn nicht in Ruhe?« mischte sich Misses Kuttner ein. »Warum sind Sie so unmenschlich?«

Björn preßte die Lippen zusammen. Die Frau tat ihm leid. In ihren Augen mußte er grausam sein. Sie kannte die Wahrheit nicht. Er brachte es nicht fertig, ihr die Wahrheit zu sagen.

Erregung spiegelte sich auf Kuttners Gesicht. Er lief grün an.

Und dann sprudelte es nur so über seine Lippen.

Der ganze Haß brach aus, den er so mühsam unterdrückt hatte. Hellmark wußte, daß dieser Mann vor ihm nur dem Aussehen nach noch ein Mensch war, daß aber seine Seele längst nicht mehr existierte.

Er erschien ihnen als Mensch, aber seine wahre Gestalt war die Schlange.

Während er Hellmark beschimpfte, nahm seine Haut eine eigentümliche Farbe an.

Der ganze Haß eines dämonischen Wesens schlug Björn entgegen. So konnte kein Mensch denken, fühlen, hassen.

»Sie werden es nicht aufhalten. Phantoma wird siegen. Sie ist unsere Herrin. Nicht mehr die Schlange wird es sein, die im Staub vor den Menschen kriecht. Der Mensch wird vor der Schlange fliehen. Phantoma beginnt ihr Reich hier so einzurichten, wie sie es für richtig hält. Phantoma ist unbesiegbar, und die Geister, die ihr Untertan sind, übertreffen die Geister Molochos'!«

Selbst der Name seines furchtbarsten Feindes war Kuttner vertraut.

»Es ist zu spät, Hellmark. Mandragora hat die Saat ausgesät und sie geht auf. Phantoma, die Tochter der Finsternis, befindet sich auf der Erde und beginnt ihren Feldzug gegen die Menschen, die sie haßt. Wer ihr treu dient, kann Macht erringen, kann – sogar werden wie sie. Wir lieben Phantoma, wir verehren sie. Wir gehören zu ihr. Und ehe Sie begreifen, was geschieht, Hellmark, wird das Grauen sie überrollen. Die Hölle hat viele Gesichter. Die Menschen haben das bloß vergessen. Überall werden wir sein, wo Phantoma es für richtig hält, uns einzusetzen. Wie Soldaten werden wir für sie da sein. Sie sind ein Narr, Hellmark. Sie erkennen die Zeichen der Zeit nicht.«

Kuttner schnellte seinen Kopf gegen Hellmark vor wie eine Schlange, die ihr Opfer angreift.

»Sie widersetzen sich. Sie kämpfen. Dabei stehen Sie von vornherein auf verlorenem Posten. Poul MacCatney wollte auch Phantoma vernichten. Er glaubte, sie als Mörderin durchschaut zu haben. Aber Phantoma ließ ihn spüren, was es bedeutet, sie entlarven zu wollen. Sie machte ihn nicht zu ihrem Diener, sie schickte ihm den Tod – so wie ich euch den Tod bringen werde…«

Die letzten Worte kamen zischelnd aus seinem Rachen. Sein Kopf wirkte flacher, war schuppig, die Haare fehlten, er trug alle Merkmale einer Schlange mit sich.

Er schnellte nicht vorwärts, wie Hellmark es erwartete.

Der kräftige Schlangenleib wirbelte herum und schlang sich mit unbarmherziger Kraft um den Hals Misses Kuttners, die gurgelnd zusammenbrach.

*

Er war schneller vom Fleck gekommen, als er erwartet hatte.

Cornelia war ihm fleißig zur Hand gegangen. Die felsige Piste ermöglichte kein schnelles Fahren. Sie kamen nur langsam voran.

Es war sehr dunkel. Wie Geisterfinger stachen die Scheinwerfer in die Nacht.

Das Steppengras wurde angeleuchtet, wirkte wie ein hochgewachsenes Gespinst im Licht der Lampen. Affenbrotbäume, rote Erde.

Dann ein riesiges Stück Blech.

Boyd Fermeeren mußte zweimal hinsehen. Auf dem Weg hierher hatten sie abseits der Piste mehr als ein verrottetes Autowrack entdeckt. Wenn auf der Strecke eine ernsthafte, nicht mehr zu behebende Panne auftrat, dann blieb das Fahrzeug einfach an der Strecke liegen. Innerhalb weniger Stunden wurden die wichtigsten Innereien von Eingeborenen ausgebaut, die des Weges kamen.

An Autowracks hatte Fermeeren sich gewöhnt.

Aber dies hier auf dem Plateau war etwas anderes.

Das stammte nicht von einem Auto, das waren Flugzeugteile.

Das Paar stieg aus.

Hier war ein Flugzeug abgestürzt. Und der Zeitpunkt des Absturzes lag noch gar nicht so weit zurück. War es vor einem Tag passiert oder vor zwei? Höchstens drei Tage konnte es her sein. Der rote Staub lag noch nicht sehr dick auf den Wrackteilen.

Boyd Fermeeren und sein Frau suchten mit Stablampen die nähere Umgebung ab. Sie kamen zu der Absturzstelle. Das Cockpit war aufgeplatzt. Die Instrumententafel hing an mehreren farbigen Kabeln aus einer Seitenwand des Kleinflugzeugs, dessen Typ und Bezeichnung sie nicht entziffern konnten.

Kein Blut, kein Verletzter. In der Maschine hatten vier Personen Platz.

Die Geier konnten hier noch keine vollendeten Tatsachen geschaffen haben.

»Vielleicht sind sie davongekommen«, bemerkte Fermeeren und ließ den Strahl der Taschenlampe kreisen, entfernte sich gemeinsam mit seiner Frau, um die Gegend nach eventuellen Spuren abzusuchen, die von den Abgestürzten hinterlassen worden waren.

Das Ganze steckte voller Merkwürdigkeiten.

Cornelia Fermeeren meinte: »Vielleicht hängt die Trommelei heute mit dem Absturz zusammen.«

»Schon möglich. Eine weiße Göttin. Vielleicht haben sie eine Frau aus dem Flugzeug geborgen. Sie müssen alle gefunden haben. Die Dogondörfer liegen nicht weit vom Schuß. Man ist dort sicherlich auf den Absturz aufmerksam geworden. Die Trommelbotschaften könnten in der Tat etwas mit dem Absturz zu tun haben. Aber trotzdem kann ich mir da nichts zusammenreimen. Die Dogon hätten die nächste Mission verständigen können. Offenbar haben sie das nicht getan. Weiße Göttin, die alle Dogon auffordert, heute nacht nach Pegue zu kommen und das große Feueropfer mitzuerleben… wollen sie vielleicht die Leichen der Abgestürzten verbrennen?« Er stellte viele Überlegungen an, aber nichts paßte. War da nicht von einem Priester namens Nanga die Rede gewesen?

Nanga sollte verbrannt werden.

Nachdenklich fuhren sie weiter.

Fermeeren fuhr so schnell es ging. Das Plateau mußte bald zu Ende sein. Er mußte höllisch aufpassen, in der Dunkelheit nicht mit dem Fahrzeug in eine Schlucht zu stürzen.

Nach seinen Berechnungen höchstens noch eine Meile.

Dann noch fünfhundert Meter, noch dreihundert…

Da trat er auf die Bremse.

Cornelia war eingenickt. Sie flog nach vorn.

Boyd Fermeeren war geistesgegenwärtig genug, im gleichen Augenblick seine Rechte auszustrecken und zwischen seine Frau und die Windschutzscheibe zu bringen.

Der Fall gegen die Scheibe ging glimpflich für Cornelia Fermeeren ab.

»Was ist denn jetzt passiert?« Sie war sofort hellwach.

Der für die Afrikareise umgebaute Kübelwagen stand.

Vor ihnen, mitten auf der Piste im hellen Licht der Scheinwerfer winkte torkelnd eine zerlumpte Gestalt, die wie ein Gespenst aus dem Dunkel aufgetaucht war.

*

Boyd Fermeeren stieg aus und ging auf den abgerissen aussehenden Fremden zu.

Der Mann war noch jung. Fermeeren schätzte ihn Mitte Zwanzig.

Die Haare hingen ihm wirr ins Gesicht. Er machte einen verwahrlosten Eindruck.

»Die Scheinwerfer!« rief er auf Englisch. »Ausschalten, schnell, damit man sie unten im Dorf nicht sieht.« Das waren die ersten Worte aus dem Munde Brian Shalfields, als er mit einem zivilisierten Menschen zusammentraf.

»Aber warum?« Boyd Fermeeren wollte noch mehr fragen, aber der Amerikaner hatte es verdammt eilig, die Scheinwerfer ausgeschaltet zu wissen.

Dann erfuhren Boyd Fermeeren und seine Frau eine merkwürdige Geschichte. Der Holländer fühlte sich in seiner Ahnung bestärkt, daß hier etwas Außergewöhnliches vorging.

Seit drei Tagen hielt der Amerikaner sich in der Falaise de Bandiagara auf.

Er war der Pilot der Cesna und hatte den Absturz überlebt.

»Da kann mir eigentlich jetzt nicht mehr viel passieren«, sagte er mit einer Art von Galgenhumor, nachdem er den Wasserbehälter abgesetzt hatte, ihn aber weiterhin fest in den Händen hielt, als befürchte er, man würde ihm das kostbare Naß wieder abnehmen, ehe er seinen ganzen Durst gestillt hätte. »Nach der Statistik kann jeder Mensch nur ein einziges Mal abstürzen.«

*

Er war wie durch ein Wunder davongekommen.

Nach dem Absturz stellte er fest, daß er außer Hautabschürfungen, blauen Flecken und gebrochenen Fußzehen nichts weiter abgekriegt

hatte.

»Jetzt ging's ums Überleben«, fuhr er fort. Seine Stimme klang müde. Man merkte ihm die Strapazen der vergangenen Tage an. »Wenn man ein bißchen was über Afrika weiß, klappt das eigentlich, muß ich feststellen. Der erste Tag war der schlimmste. Ich bin lange bewußtlos gewesen und hatte stundenlang in der prallen Sonne gelegen. Als ich endlich zu mir kam, hatte ich einen Brummschädel, daß ich meinte, ein ganzer Bienenschwarm wäre mir durch mein Ohr gekrabbelt und würde nun da drinnen herumsummen. Ich verkroch mich in eine Felsenspalte und litt erst mal an einem höllischen Durst. Die Tatsache, daß ein Dogondorf sich in meiner Nähe befand, nützte mir zunächst wenig. Ich durfte mich nicht sehen lassen.«

»Das verstehe ich nicht«, warf Fermeeren ein. »Die Dogon sind zwar menschenscheu und haben ihre eigene Lebensart, aber es ist doch nicht so, daß sie noch nie einen Weißen gesehen hätten. Ihre Kinder besuchen die Missionsschulen, es gibt Krankenstationen, und was ein abgestürztes Flugzeug bedeutet, können sie sich auch denken. Ich verstehe Ihre Vorsicht nicht ganz.«

»Das werden Sie gleich, wenn ich Ihnen die Geschichte erzählt habe, Mister Fermeeren. Bei den Dogon ging etwas vor. Ich beobachtete das Dorf. Die Menschen waren aufgeregt, sie hatten sich eine Menge zu erzählen. Die Alten kamen aus den Palaverhäusern, in denen sie sich berieten, gar nicht mehr heraus. Ich bekam den ganzen Zirkus mit, gewissermaßen von höherer Warte aus. Eine Göttin war zu ihnen gestoßen, Phantoma. Was sie erreichte, haben Jahrhunderte der Entwicklung nicht zustande gebracht. Sie folgen ihr blindlings, sie haben ihr absoluten Gehorsam geschworen. Aber das werden Sie alles gleich sehen, wenn ich Sie an den Rand des Felsens führe. Ich bin noch einmal davongekommen. Ich stahl mir Wasser aus dem Dorf und aus den Silos Hirse und Mais. Davon lebe ich seit drei Tagen. Ich habe Lust auf ein saftiges Schweinesteak oder auf ein Filetstück à la Wellington mit feinen Gemüsen und Kroketten. Na ja, was nicht ist, kann noch werden… wenn wir hier noch mal wegkommen.«

Er blickte auf Boyd Fermeeren, dann auf dessen Frau.

»Denken Sie bitte nicht, ich sei verrückt«, fuhr er dann leise fort. »Die Sonne hat mir das Hirn nicht ausgedörrt. Was ich Ihnen sage, ist die reine Wahrheit. Und warum ich nicht sofort zu nächsten Missionsstation gelaufen bin, nachdem ich meine Beine wieder einigermaßen benutzten konnte? Nun – was sich unten in der Schlucht angekündigt hat, war mir wert, mein Leben ständig aufs Spiel zu setzen. In der Gestalt einer Göttin ist ein schrecklicher Dämon auf die Erde gekommen. Und ich habe ihn hierhergebracht.«

*

Viele Fragen gingen auf ihn hernieder. Er beantwortete geduldig eine nach der anderen.

Fermeeren wurde auch klar, weshalb Shalfield von ihnen verlangt hatte, die Scheinwerfer zu löschen.

Der Amerikaner war überzeugt davon, ihnen mit diesem Hinweis das Leben gerettet zu haben.

»Was heute nacht hier geschieht, sprengt die Grenzen unseres Verstandes. Ich bin sicher, daß keiner von uns diese Nacht überlebt, wenn wir durch irgendeine Dummheit davon Kenntnis geben, daß wir in der Nähe sind und das Unheimliche beobachten, das sie vorbereitet haben. Phantoma soll zu ihrer Königin werden. Kommen Sie mit!«

Sie gingen zum Rand des Felsens, der nur noch eine Steinwurfweite entfernt lag.

Aus der Schlucht sah man den Widerschein vieler kleiner Feuer.

Dunkle Gestalten huschten umher. Das ganze Dorf war auf den Beinen, Männer, Frauen, Kinder. Und die Dogon aus den Nachbardörfern kamen auch, genau wie die Trommeln es befohlen hatten.

»Ich habe gestern gehört, wie sich zwei Männer aus Pegue unterhielten«, wisperte Shalfield, obwohl es unmöglich war, daß man ihn unten im Dorf hören konnte. »Nanga, ein hoher Priester, soll Phantoma die Gefolgschaft versagt haben. Phantoma hat ihn vor aller Augen in eine Menschenschlange verwandelt.«

Boyd Fermeeren warf seiner Frau einen besorgten Blick zu.

»Das hört sich an wie ein Kapitel aus einem Märchen, wo eine böse Hexe ihren Nebenbuhler in ein böses Tier verwandelt.«

»Ja, so hört es sich an«, entgegnete Shalfield heiser. »Im zwanzigsten Jahrhundert passieren Dinge, die an das finstere Mittelalter erinnern, als man noch an böse Geister und Dämonen und die Zauberkraft von Hexen glaubte. Egal wie weit unsere Technik auch vorangeschritten ist und für wie schlau und aufgeklärt wir uns halten – etwas haben wir vergessen, etwas ist uns entgangen. Hier erwacht es zu neuem Leben. Wir alle können es beobachten. Nanga soll verbrannt werden, der Mensch, der halb Schlange halb Mensch sein soll. Ich muß das mit eigenen Augen gesehen haben, um zu wissen, daß auch das andere keine Halluzination gewesen ist.«

Darüber aber wollte er nichts weiter sagen.

*

Sie machten sich an den Abstieg. Shalfield ging dem Forscherehepaar voraus.

Der Pfad in die Schlucht war äußerst gefährlich, besonders in der

Dunkelheit. Fermeeren ließ hin und wieder kurz die Lampe aufflammen.

Bizzar und zerklüftet waren die Felsen. Über sie mußte man hinwegsteigen. Einen richtigen Weg gab es nicht.

Niemand sprach ein Wort.

Die schmale Schlucht, durch die sie kletterten, ging zu Ende.

Hinter Felsbrocken verborgen beobachteten sie das Dorf aus der Nähe.

Die lehmverschmierten Häuser lagen greifbar nahe, hingen wie angeklebt an dem Hang. Dazwischen die Vorratshäuser mit ihren Pyramidendächern.

Zwischen den Hütten, die ihnen am nächsten lagen, ging eine Gruppe von Dogon-Frauen. Sie trugen einen Lendenschurz. Ihre prallen, braunen Brüste wippten bei jedem Schritt.

Eine Hütte stand offen. Die Fackel neben dem Eingang beleuchtete ein Bettgestell, das typisch in diesen Häusern war. Es handelte sich dabei um ein einfaches Holzgerüst aus runden Stangen, darauf lagen Matten aus Hirsestroh und Steppengras.

Eine ältere Frau in einem erdbraunen Kleid aus Rindenbast trat vor das Haus.

Leise fingen die ersten Trommeln an.

Die Dogon, die noch auf dem Weg zum Tanzplatz waren, beeilten sich.

Die drei heimlichen Beobachter der Szene registrierten, daß jedermann seinen Fetisch oder persönlichen Glücksbringer dabei hatte.

Das wies darauf hin, daß ein Kampf gegen die bösen Geister im Gange war, aber im Gegensatz zu dem Brauch der Dogon, keine Frauen daran teilhaben zu lassen, waren sie heute anwesend.

Einige Dorfbewohner stießen schrille Schreie aus.

Brian Shalfield, Boyd und Cornelia Fermeeren verließen ihr Versteck und schlichen sich weiter ins Dorf hinein.

Sie sahen den umlagerten Platz unterhalb eines vorspringenden Felsens.

Viele Eingeborene trugen seltsame Masken mit furchterregenden Pratzen.

Die Maskenträger tanzten im Kreis herum. Ihre Füße stampften den roten Boden.

Gesang hallte durch die aufgepeitschte Luft: »Ins Dorf kommt die Maske mit den feurigen, feurigen Augen. Die Augen der Maske sind die Augen der Sonne. Sie brennen, brennen, brennen!« Dieses uralte Lied wurde bei allen Tänzen angestimmt.

Aber heute hatte der Gesang etwas Trauriges, Bedrückendes.

Die drei Beobachter verhielten sich völlig still. Bis jetzt wußte noch

niemand, daß sie im Dorf waren. Sie hatten auch keine große Lust, dies merken zu lassen.

Die Erregung und Erwartung, die beinahe körperlich zu spüren waren, machte die Dogon leichtsinnig. Sie dachten nicht an irgend etwas außerhalb dessen, was sie jetzt erfüllte. Sie hatten nicht einmal Wachtposten aufgestellt.

Der Dunst von Schweiß und Rauch vermischte sich mit einem süßlich-sauren Verwesungsgeruch.

Der kam von dem Buguturn-Opferaltar, der sich dicht neben ihnen befand. Heute hatten alle fleißig geopfert, wie Shalfield flüsternd zu berichten wußte.

Die Wände des Buguturn-Turms waren bespritzt mit einer Mischung aus saurer Milch und Hühnerblut.

Die Gesänge wurden lauter, die Musik schwoll an, der Trommelrhythmus wurde hektischer.

Die Namen von Geistern und Dämonen wurden gerufen. Schrille Schreie und lautes Seufzen begleiteten die Rufe.

Die Tänzer warfen ihr Köpfe hoch, rissen die Arme empor, stampften wild und wirbelten Staub auf.

Jemand schrie etwas, was niemand verstand.

Sofort bildete sich eine Gasse. Von der anderen Seite des Dorfes kam der Totenzug.

Ein Holzgestell wurde herangeschleppt. Fackelträger flankierten das Gestell, auf dem eine dunkle Gestalt lag.

Die Tänzer erstarrten in der Bewegung, die Musik verstummte, ein eiskalter Wind schien die Gestalten anzuwehen.

Die Schwarzen bekamen große Augen.

Auf dem Gestell lag Nanga, der Priester. Er war nur noch zur Hälfte Mensch. Von der Hüfte an abwärts war er schlangenleibig.

*

Nanga war tot.

Wie eine Statue lag er auf dem Gestell, das in die Mitte des Platzes gebracht wurde. Dort war ein großer Holz- und Reisighaufen aufgeschichtet, auf dem das Gestell mit dem Halbmenschen abgesetzt wurde.

Viele Dogon wichen angsterfüllt zurück.

Hier begriff niemand etwas, und doch waren sie gekommen, weil die Priester es so befohlen hatten.

Dann schrie einer gellend auf.

»Da!«

Aus der Dunkelheit hinter dem Felsen löste sich eine Gestalt.

Eine Frau von betörender Schönheit.

Sie trug ein langes grünes Kleid, das bis zu den Schenkeln aufgeschlitzt war.

Sie öffnete ihre Arme und machte eine allesumfassende Bewegung.

Ihre Rechte schoß dabei plötzlich vor, und der Arm verwandelte sich in eine Schlange.

»Nanga war ein Dummkopf. Er könnte leben wie ihr. So aber wird er zu Asche werden – und mit ihm jene Männer dort drüben, die es gewagt haben, das Zeremoniell zu beobachten.«

Alle Köpfe flogen ruckartig herum. Cornelia Fermeeren hatte das Gefühl, zu einem Eiszapfen zu werden.

Sie waren entdeckt.

*

Wie von einer Tarantel gestochen warf Björn sich nach vorn.

Als Macabros hatte er Erfahrung mit diesen riesigen Reptilien. Aber jetzt, in seinem Originalkörper, bekam er zu spüren, was es hieß, mit einem solchen Vieh zu kämpfen – unter Lebensgefahr.

Er versuchte seine Hände unter den Schlangenleib zu schieben, um ihn vom Hals des Opfers wegzudrücken.

Mit aller Kraft stemmte er sich dagegen und schaffte es, einen Millimeter zwischen Schlangenleib und Hals zu bringen.

Misses Kuttner war zu Boden gesunken. Der schwere Leib lag wie ein Felsblock auf ihr. Sie konnte sich nicht mehr rühren.

Björn erkannte, daß er zu wenig Angriffsfläche hatte, um das Ungetüm wirksam bekämpfen zu können.

Er mußte sich wieder auf den Kopf konzentrieren, der zischelnd nach ihm stieß.

Im gleichen Augenblick bellte hart und trocken ein Schuß auf. Superintendent Jenkins drückte nur ein einziges Mal ab. Die Kugel traf das Reptil mitten im Kopf.

Sofort sackte der Schlangenleib zusammen wie ein Schlauch, aus dem man die Luft herausließ.

»Ich wollte es schon eher tun, aber… ich konnte nicht«, sagte der Schotte rauh, während Hellmark mit flinken Händen den schweren Körper vom Leib der Ohnmächtigen rollte, damit sie wieder Luft bekam.

»Ja, man muß sich erst daran gewöhnen«, ergänzte Björn. »Der Gedanke, daß es doch noch ein Mensch sein könnte, drängt sich einem auf. Aber er war kein Mensch mehr, Superintendent. Er konnte nur noch die Gestalt eines Menschen annehmen, der er einmal gewesen war. Frank Kuttner ist in Wirklichkeit schon vor achtundzwanzig Tagen gestorben, als er Phantoma begegnete.«

Er schüttelte den schweren Schlangenleib ab.

Draußen trommelte es gegen die Tür.

»Aufmachen! Polizei!« rief eine Stimme. Das waren zwei von Jenkins’ Leuten, die den Schuß gehört hatten.

Sie atmeten erleichtert auf, als sie ihren Vorgesetzten lebend vorfanden.

Gemeinsam kehrten sie in das Wohnzimmer zurück, wo Björn mit Erste-Hilfe-Maßnahmen beschäftigt war.

Der Krankenwagen traf bald ein. Die Sanitäter brachten die Verletzte, die leise vor sich hinwimmerte, nach unten.

»Wir werden sie alle bekommen, das ist der einzige Trost«, bemerkte Jenkins. Er mußte sich eine Zigarette anzünden. Seine Hände zitterten. Er hatte etwas erlebt, was er nicht begriff. »Ich werde vor jedes Haus, in das aller Wahrscheinlichkeit nach ein Vermißter zurückkehren wird, einen Posten abstellen. Nicht ein einziger der Veränderten darf entkommen. Nur eines verstehe ich nicht.«

Plötzlich unterbrach er sich, seine Augen wurden groß.

Was er nicht verstand, wurde ihm in diesem Moment klar.

Die Schlange, die Frank Kuttner gewesen war, verging.

Dunkle Schwaden stiegen auf und verbreiteten einen üblen Geruch.

Von der Schlange blieb nichts mehr übrig. Jenkins und, die anderen verstanden nun, weshalb sie vergebens nach toten Schlangen gesucht hatten, die Hellmarks Zweitkörper überwältigt hatte.

*

»Du machst nicht gerade einen zufriedenen Eindruck«, sagte eine Stimme in ihm, als er langsam die Treppen hinunterging. Die Stimme, die sich meldete, gehörte Al Nafuur.

Niemand außer Björn Hellmark konnte diese Stimme hören.

Superintendent Jenkins und seine beiden Begleiter bekamen nichts mit von dem heimlichen Dialog, den Hellmark mit seinem unsichtbaren Geistführer hatte.

Das Gespräch waren Gedanken, die auf telepathischem Wege zwischen Björn und Al Nafuur hin und her gingen.

»Zufrieden?« dachte Björn. »Nein. Zwar kann man nicht abstreiten, daß wir einen kleinen Erfolg verbuchen können. Die Brut, die Phantoma uns zurück ließ, läßt sich unter Kontrolle bringen, wenn man die Gefahr rechtzeitig erkennt. Aber es sind jeweils unschuldige Menschen, die ihr Leben verlieren, weil sie der Hölle dienen müssen, ohne es zu wollen. Sie werden mißbraucht. Ist das in Ordnung?«

»Nichts ist in Ordnung auf der Welt, Björn. Ist es in Ordnung, daß Menschen verhungern, während gleichzeitig Millionen Tonnen wichtiger Lebensmittel absichtlich vernichtet werden, um die Preise zu halten?«

»Aha, ich merke schon, du verfolgst die Weltwirtschaft sehr genau. Und da du alles so gut beobachtest, kannst du mir sicher auch sagen, wo sich Phantoma jetzt aufhält.«

»Ja, ich weiß es. Sie ist in Afrika.«

»Studiert sie dort die Tierwelt, um ihre Opfer noch naturgetreuer zu verwandeln?«

»Phantoma hält sich in Pegue, einem kleinen Dorf im Dogonreich auf. Es ist höchste Zeit, daß du dort einmal nach dem Rechten siehst.«

»Beschreibe mir die Umgebung näher…« Sie waren an der Haustür angelangt.

Alle waren sehr schweigsam. Sie mußten erst das Geschehen verdauen, das alles übertraf, womit Jenkins und seine Männer bisher konfrontiert worden waren.

Als Björn auf die Straße trat, wußte er, daß er es nicht riskieren konnte, mit dem Leihwagen zu fahren.

Er hatte etwas vor. Das konnte unter Umständen bewirken, daß er die Besinnung verlor.

Er bereitete sich auf einen harten und langen Weg vor und wußte nicht, ob er ihn geistig durchhalten konnte.

Björn verabschiedete sich von Jenkins und den beiden anderen.

Jenkins stand ebenfalls vor wichtigen Entscheidungen. Es kam für ihn jetzt darauf an, weitere Morde durch Veränderte zu verhindern.

Aber dies war nur ein Teil des Problems.

Solange Phantoma existierte, trat durch sie immer wieder Gefahr auf.

Ihr mußte man das Handwerk legen.

Dies hatte Björn sich vorgenommen.

Er winkte einem Taxi.

»Fahren Sie mich einfach durch die Stadt, so lange, bis ich Ihnen sage, daß es mir reicht«, sagte er, als er im Fond einstieg. »Wundern Sie sich über nichts. Wenn Sie merken sollten, daß ich eingeschlafen bin, lassen Sie, mich ruhig schlafen.«

Einen solchen Auftrag hatte der Chauffeur noch nie erhalten. Aber er nahm ihn mit einem trockenen »okay« an, da er schon die merkwürdigsten Dinge mit seinen Fahrgästen erlebt hatte.

Hellmark drückte ihm dreißig Pfund in die Hand. »Fürs erste«, sagte er. »Wenn's mehr wird, leg ich noch etwas drauf.«

Der Fahrer bekam große Augen.

Ein Verrückter, dachte er.

Er warf einen Blick in den Rückspiegel und sah, wie der Mann die Augen schloß und sofort einschlief.

Doch die Wirklichkeit war ganz anders.

Seine ganze Kraft, seine ganze Energie leitete Björn Hellmark in diesen Sekunden in seinen Zweitkörper, der viele tausend Kilometer

von Perth entfernt entstehen und voll aktiv werden sollte.

*

Er war gefangen wie in einem tiefen Schlaf.

Hellmark konnte die Verdoppelung auf verschiedene Weisen auslösen. Unbewußt und gewollt konnte sie zustande kommen, im Wachzustand ebenso wie im Schlaf. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß im Schlaf oft sein feinstofflicher Körper ausgedehnte Exkursionen unternahm. Er konnte jeden Punkt der Welt erreichen, sogar ferne Sterne. Er nahm die irdische Umgebung genauso intensiv wahr wie jenseitige Welten, die einer anderen Dimension angehörten.

Ereignete sich die Loslösung seines feinstofflichen Zweitleibes während des Schlafes, floß die ganze Kraft Macabros zu, und sein Originalkörper war in dieser Zeit völlig schutz- und hilflos.

In diesem Zustand war er besonders angreifbar und die lauernden Dämonen nutzten ihre Chance.

Hellmark registrierte mit seinen Sinnen dann nur das, was er als Macabros aufnahm.

Er schwebte wie ein Geist über fremde Städte und Länder und wie in einem Rausch zog alles blitzschnell unter ihm vorbei.

Flüsse, Berge, Meere.

Er durchbrach eine Nebelwand und der rasende Flug, der dem Flug der Gedanken glich, fand abrupt ein Ende.

Afrika.

*

Im Augenblick des tiefsten Schlafs war Hellmarks Feind in der Nähe, der schon einmal versucht hatte, ihm den Garaus zu machen.

Putu, der Dämon, schwebte lautlos und unsichtbar über dem Taxi, das durch Perth fuhr.

Hellmark lebte? Dann hatte die Kugel des Försters nicht getroffen.

Das konnte man korrigieren.

Hellmark lag im tiefen Schlaf. Seine körperlichen Abläufe waren wie bei einem Tiefkühlexperiment auf ein Minimum beschränkt.

Putu fuhr in den Taxichauffeur, und der vergaß seinen Auftrag. Er wurde zu einer Marionette, ohne daß ihm äußerlich etwas anzusehen gewesen wäre.

Er steuerte das Taxi raus aus der Stadt in eine öde Gegend.

Und Hellmark merkte nichts davon.

*

»Los, nichts wie weg hier!« Shalfield schrie es heraus.

Doch das war einfacher gesagt als getan.

Die Schwarzen spurteten los. Ihre nackten Füße wirbelten den roten Staub auf.

Das Forscherehepaar sprang über Sandhügel und Steine hinweg. Die drei Flüchtlinge versuchten, durch das Dorf zu entkommen.

Es blieb nur ein einziger Weg, dem Verderben zu entgehen: die Flucht durch die schmale, steile Schlucht, hinauf auf das Plateau, wo der umgebaute Kübelwagen stand.

Cornelia Fermeeren strauchelte. Sie schrie auf.

Ihr Mann wirbelte herum, riß sie empor. Wertvolle Sekunden gingen verloren.

Die Schwarzen holten auf. Shalfield war viele Schritte voraus und tauchte in der Dunkelheit unter.

Fermeeren und seine Frau kamen nicht mehr weit.

Plötzlich waren sie da, noch ehe das Paar den Ausgang der Schlucht erreichte.

Die Holländer wurden zu Boden gerissen. Boyd Fermeeren und Cornelia wehrten sich verzweifelt.

Hände griffen nach ihnen. Das Paar wurde getrennt. Boyd Fermeeren sah nur noch eine Mauer aus schwarzen Leibern vor sich.

Dann krachte es mehrmals dumpf, und Stöhnen und Schreie erfüllten die Luft.

Die Männer, die ihn bereits besiegt hatten, flogen durch die Luft.

Jemand griff ein. Er verteilte Kinnhaken, schleuderte die überraschten Schwarzen über die Schulter, schaffte Luft.

Wie Dreschflegel fuhren die Arme des unbekannten Mannes, der wie ein Geist hier aufgetaucht war, zwischen die Angreifer und fanden mit traumwandlerischer Sicherheit ihr Ziel.

Schon war Cornelia Fermeeren befreit.

»Laufen Sie!« rief der Fremde ihr zu, und sie gehorchte.

Boyd Fermeeren kam auf die Beine. Er riskierte es, den Fremden zu unterstützen, in dem er einen Angreifer zurückdrängte.

»Laufen Sie! Verstecken Sie sich in den Bergen!« rief ihm der blonde Mann zu.

Boyd Fermeeren rannte seiner Frau nach, die bereits auf die Schlucht zustrebte.

Vor ihnen in der Dunkelheit bewegte sich ein ferner Schatten, der kaum als Brian Shalfield auszumachen war.

Fermeeren warf noch einen Blick zurück. Der Unbekannte war in die Hände der Schwarzen geraten und wurde nun abgeführt, während andere hinter ihnen hersetzten und ihnen zu verstehen gaben, daß sie die Auseinandersetzung auf alle Fälle zu ihren Gunsten entscheiden wollten.

*

Macabros war kein Übermensch. Auch seine Kräfte waren begrenzt. Er mußte damit haushalten wie jeder andere auch. Er konnte nicht mehr Kräfte einsetzen, als sein Originalkörper imstande war zu liefern. In seinem Zweitkörper genoß er jedoch den Vorteil, unverletzbar zu sein.

Sein feinstofflicher Körper ermöglichte ihm eine Freiheit, die traumhaft war. Aber diese Freiheit war begrenzt durch die Kraft, die sein Originalkörper lieferte.

Versagte der, brach Macabros zusammen.

Verausgabte er sich zu sehr als Macabros, erschöpften sich die Kräfte des Originalkörpers.

Er war hierhergekommen, um Phantoma Widerstand entgegenzusetzen. Er fand Menschen in Gefahr. Denen mußte er zuerst helfen.

Die Schwarzen, die hart zupackten, wirbelten plötzlich durcheinander, als führe ein Windstoß in ihre Reihen.

Sie torkelten, fielen zu Boden.

Der Mann, den sie eben noch in ihren Händen gehabt hatten, war verschwunden.

*

Macabros formte sich dreihundert Meter entfernt mitten in der Schlucht wieder.

Dort folgten andere Dogon den Fliehenden.

Die Schwarzen drängten das Forscherpaar zurück. Hundert Meter weiter klebte Brian Shalfield wie eine Fliege an der steilen Wand.

Er versuchte zu den Totennischen emporzukommen.

Warum wählte er den schwierigsten Weg?

Mit einem Blick in die Runde erkannte es Macabros.

Von der Seite her schnitten Dogon den Weg durch die Schlucht ab.

Für Macabros und die Fermeeren wurde der Weg durch die Schlucht zu einem Kampf Mann gegen Mann.

Einen Gegner nach dem anderen mußten sie niederkämpfen, um einige Meter Boden zu gewinnen.

Die Fliehenden holten das Letzte aus sich heraus. Sie kämpften um ihr Leben, diese Tatsache mobilisierte alle Kräfte.

Der Aufstieg wurde schwierig. Aber sie schafften ihn.

Abgekämpft und erledigt kamen sie oben an.

Von Shalfield keine Spur mehr. Ihm war es gelungen, über den zerklüfteten Weg in die Totennischen zu kommen. Dort versteckte er

sich. Niemand war ihm nachgefolgt.

Der Weg für die Fermeerens über das Plateau lag frei vor ihnen. Wie ein kantiges Ungeheuer wirkten die schemenhaften Umrisse des Wagens.

Darauf liefen sie zu.

Aber weit kamen sie nicht.

Sie hatten sich verrechnet.

Aus dem Schatten des Wagens kamen Eingeborene. Zehn, zwanzig, dreißig sie konnten sie nicht mehr zählen.

Wie eine lebende Mauer kamen sie auf die beiden Fermeerens und Macabros zu.

Der Weg zum Auto war versperrt. In ganzer, breiter Front näherten sie sich den Menschen, die geglaubt hatten, der Gefahr entronnen zu sein.

Cornelia Fermeeren stöhnte: »Aus!« Es gab keinen Ausweg mehr.

Auch aus der Schlucht quollen nun die Leiber der Schwarzen wie eine Flut und versperrten ihnen den Rückzug. Sie mußten seitlich ausweichen. Und dort fiel die Felswand kerzengerade ab. Der zerklüftete Abgrund gähnte ihnen entgegen wie ein Maul, das nur darauf wartete, sie in sich aufzunehmen.

*

Mitten unter den Dogon – Phantoma. An ihrer Seite der Leopard, der Hilfsgeist, den sie sich geschaffen hatte.

Ein kaltes Lächeln umspielte die Lippen der betörenden Frau, die ihre Schönheit der Hölle zu verdanken hatte.

Die Begegnung, die Macabros gesucht hatte, ereignete sich jetzt.

Phantoma hob kaum merklich die Hand. Ihre Begleiter verharrten in der Bewegung. Sie waren mit Speeren und Gewehren bewaffnet, aber keiner legte auf die drei Flüchtlinge an, die dicht beisammenstanden und der Dinge harrten, die da kommen sollten.

»Phantoma, die Tocher der Finsternis«, murmelte Macabros. »Sie führt Menschen in die Irre, verbreitet Angst und Schrecken und bringt den Tod denjenigen, die ihr nicht blind gehorchen.«

»Ja, das stimmt. Ich sehe, du kennst dich gut aus mit den Töchtern der Hölle. Wer hätte geglaubt, daß wir uns so schnell wiedersehen würden, so kurz nach meiner Geburt?« Ihre Stimme triefte vor Hohn. Sie paßte nicht zu dem schönen Gesicht, das den Menschen wohlgefällig war und in Wirklichkeit ein furchtbares Höllenmonstrum tarnte.

»Mandragoras Tochter, deren Geburt du verhindern wolltest, steht vor dir.«

»Ich werde dich dorthin zurückschicken, woher du gekommen

bist«, antwortete Macabros kühl.

Ein spöttisches Lachen leitete ihre Erwiderung ein. »Ich bin nicht hierhergekommen, um mich wieder zurückschicken zu lassen. Ich fange erst an, deine Welt zu erkennen. Und je besser ich sie kennenlerne, desto leichter wird es mir fallen, Sklaven zu schaffen und meinen Willen durchzusetzen. Niemand wird mich daran hindern. Auch du nicht.«

Sie wußte nichts von der Dämonenmaske. Er mußte sie aufsetzen.

Wenn sich vor den Augen der Eingeborenen die schreckliche weiße Göttin in eine nach Schwefel stinkende Wolke auflöste, dann würde die Gefahr für sie alle gebannt sein, und die Menschen, die jetzt noch als Feinde betrachtet wurden, würden als Befreier gefeiert werden.

Macabros ließ die Frau, deren Wirkung auf Männer unbestritten war, ruhig näher kommen.

Der Leopard an ihrer Seite fletschte das kräftige Gebiß mit einem leisen, bedrohlichen Fauchen. Die Augen der Raubkatze glühten wild.

Macabros wußte, daß er jetzt den Beweis antreten mußte, um glaubwürdig zu bleiben. Er mußte seinen Erstkörper dazu bringen, die Dämonenmaske, die er stets bei sich trug, aufzusetzen, um Phantoma in das jenseitige Reich zurückzuwerfen, aus dem sie gekommen war.

*

Björn tauchte aus einem bleischweren Schlaf auf.

Er fühlte sich zerschlagen und kam gar nicht richtig zu sich.

Die Dämonenmaske! hämmerten seine Gedanken. Ich muß sie aufsetzen.

Sein Kopf war schwer wie eine Bleikugel. Der Kampf mit den Schwarzen hatte seine Spuren hinterlassen, ebenso die hohe Konzentration, um Macabros mit allen Sinnen an dem Geschehen auf der anderen Seite der Weltkugel teilhaben zu lassen.

Er mußte sich mit Gewalt aus dem Schlaf losreißen und spürte im gleichen Augenblick die Gefahr.

Wie durch einen Wasservorhang sah er, daß er sich außerhalb der Stadt befand.

Die Straße war so merkwürdig, der Wagen holperte, als würde er über einen Feldweg gesteuert.

Bergiges Gelände. Vor der Kühlerhaube tauchte ein primitiver niedriger Zaun auf, ein Bretterverschlag, der einen Abgrund sicherte.

Ein Abgrund! Das Taxi fuhr darauf zu.

Der Fahrer schien nicht zu ahnen, was er da tat.

Hellmark kannte die Tricks jenseitiger Geister, die ihn auf ihrer Abschußliste hatten.

Schlaftrunken zerrte er die Maske aus der Hosentasche. Das kleine,

zusammengefaltete Stück Stoff erinnerte an einen Damenstrumpf. Der Stoff war weich und knisterte zwischen seinen Fingern wie Pergament.

Hellmark zog sich die Maske über den Kopf.

Drei Dinge geschahen gleichzeitig.

Der Fahrer schrie auf.

Im Innern des Wagens breitete sich eine gelblich-braune Rauchwolke aus, die entsetzlich stank.

Durch das halb herabgelassene Fenster wehte das davon, was von Putu übriggeblieben war.

*

Die Bremsen quietschten und Holz splitterte.

Das Taxi rutschte einen halben Meter weiter nach vorn und durchbrach die Absperrung.

Holz und Nägel flogen in die Tiefe. Loses Gestein löste sich, Erde rutschte. Die Vorderräder des Taxis blieben genau am Rand des Abgrundes stehen.

Der Fahrer wischte sich über die Augen, als sähe er nicht recht.

»Wie komme ich denn hierher?« murmelte er. Er schüttelte sich und warf einen Blick in den Rückspiegel.

Was er sah, erfüllte ihn mit Grausen. Der Fahrgast, den er vorhin in Perth aufgenommen hatte, war nicht mehr der gleiche.

Ein Mensch mit einem Totenschädel hockte hinter ihm.

*

Für einen anderen war der Anblick erschreckend, das wußte Björn. Aber außer diesem Schreck konnte nicht viel passieren.

Es sei denn, ein Dämon bekäme die Maske zu Gesicht, wie es im Fall Putus gewesen war. Ein Geschöpf der jenseitigen Welt konnte den Anblick nicht ertragen. Noch immer war es auch Hellmark ein Geheimnis, was ein Dämon darin sah. Er wußte nur um die Wirkung.

Chemische Reaktionen wurden ausgelöst, die zerstörend wirkten. Der Dämon ging zugrunde.

Diese Wirkung hatte Björn Hellmark schon mehrfach gesehen, wenn er in höchster Bedrängnis war. Würde er je erfahren, wie diese Wirkung zustande kam und wer sie auslöste?

Der Chauffeur glaubte, den Verstand zu verlieren. Alles kam zusammen. Nichts hielt ihn mehr länger in seinem Auto. Er riß die Tür auf und auch gutgemeinte, aufklärende Worte Hellmarks nutzten nichts. Björn konnte die Maske nicht abnehmen, und er konnte dem in Panik Davonrennenden auch nicht nachsetzen, weil seine körperlichen Kräfte auf ein Minimum herabgesunken waren. Er fürchtete, Macabros

nur noch kurze Zeit aufrechterhalten zu können.

*

Die Eingeborenen schrien auf. Bewegung kam in die Mauer.

Boyd Fermeeren und seine Frau, die neben Macabros standen, erstarrten.

Die Worte schon, die Macabros mit Phantoma wechselte, waren ihnen ein Rätsel. Sie hörten sie zwar, aber sie verstanden deren Sinn nicht.

Und nun die Verwandlung des markanten Gesichtes ihres Retters in einen Totenschädel. Dies Phänomen erfüllte sie mit Entsetzen, weil sie es nicht verstanden.

Der Schädel sah nicht aus wie ein künstlicher Kopf.

Er lebte. Der Nacken spannte sich, wenn Macabros seinen Kopf leicht drehte.

Sein knöcherner Mund bewegte sich.

Die Schwarzen wichen zurück. Die ersten liefen davon, schrille Töne ausstoßend.

Die Fermeerens wichen ebenfalls zurück.

Phantoma lächelte, als ginge sie das Ganze nichts an.

»Die Menschen erschrecken. Die Dämonen aus Molochos Reich verlassen fluchtartig diese Welt. Aber Phantoma empfindet nicht einmal einen Schauer.«

Die Maske – wirkte nicht auf sie.

*

Dämonen waren zu bekämpfen. Jeder Geist hatte eine schwache Stelle, man mußte sie nur kennen.

Dies war die erste erkennbare Lücke in den Kenntnissen, die Björn bisher übermittelt bekommen oder sich selbst errungen hatte.

Jetzt zeigte sich der Schaden, den er davongetragen hatte, als Molochos damals mit ganzer Kraft ihn davon abhielt, Marlos zu erreichen, die geheimnisvolle unsichtbare Insel zwischen Hawaii und den Galapagos-Inseln, auf der eine Botschaft aus der Vergangenheit auf Hellmark wartete.

»Phantoma ist aus einem besonderen Holz geschnitzt!« bekam er spöttisch zu hören. Ihr Lachen hallte über das felsige Plateau und dröhnte in seinen Ohren.

»Holz bringt man zum Brennen«, stieß Macabros hervor.

»Wenn man das richtige Feuer dazu hat. Du wirst es nicht besorgen können. Bis dahin wirst du längst tot sein.«

»Hilfeee!« Es hallte schaurig zwischen den Felswänden.

Brian Shalfield.

Sie hatten ihn aufgestöbert. Priester und Leichenbestatter waren vom Plateau aus mit Seilen zu den Totennischen herabgelassen worden, um den ungebetenen Eindringling, der ein großes Tabu verletzt hatte, zu vertreiben. Und das machten sie gründlich.

Der Amerikaner krabbelte an der Felswand nach unten, suchte Halt in Ritzen und Spalten. Aber da war nichts mehr. Sein ganzes Körpergewicht hing an seinen Händen.

Die Priester und Leichenbestatter, die einzigen, welche die Nischen nach den Gesetzen der Dogon betreten durften, rissen ihre Speere hoch und ließen sie auf die Hände Shalfields herabsausen.

»Neeeiiin!«

*

Shalfield stürzte. Sein Körper rutschte an der Wand nach unten. Er schrie fürchterlich.

Macabros verlor keine Sekunde.

Plötzlich war sein Körper weg. Wo er eben noch gestanden hatte, schlug mit einem leisen Knall die Luft zusammen.

Zehn Meter unterhalb der Steilwand, an der Shalfield herabrutschte, war plötzlich ein Schatten zu sehen.

Blitzschnell hatte Hellmark seinen Doppelkörper an eine andere Stelle versetzt.

Seine Linke krallte sich in einen Fels, seine Rechte flog nach vorn, packte den Arm des Herabfallenden. Ein Ruck.

Shalfields Hemd riß auf.

Macabros zog den Geretteten, der ihn anstarrte wie einen Geist, zu sich herüber.

»Warten Sie hier hinter dem Felsen«, raunte Macabros dem Amerikaner zu. »Hier sind. Sie verhältnismäßig sicher. Nicht einmal die Speere der Dogon können Sie hier erreichen. Ich kümmere mich später um Sie.«

Shalfield sagte nichts und dachte nichts. Dies alles kam ihm vor wie ein Traum.

Stöhnend seinen schmerzenden Arm massierend, von dem er schon fürchtete, er wäre ihm ausgerenkt worden, bedankte er sich bei dem Mann, der das Ungeheuerliche vollbracht hatte.

Aber da war niemand mehr.

Shalfield war allein.

*

Phantoma sah die Gestalt wieder vor sich entstehen.

Macabros sah wieder normal aus. Schon die Begegnung mit Shalfield war ohne die schreckliche Maske erfolgt. Hellmark hatte sie abgenommen und wieder eingesteckt, nachdem feststand, daß er damit nichts gegen Phantoma ausrichten konnte.

Wie ein Wirbel liefen die Dinge ab. Boyd und Cornelia Fermeeren hatten das Gefühl, an einem Abenteuer in einer fremden Welt teilzunehmen.

»Die Kunststückchen, die du zeigst, sind recht nett, aber harmlos«, stieß Phantoma hervor. »Ich werde dir zeigen, was ich kann.«

Ihre Rechte wurde zu einer Schlange. Der Kopf fuhr zuckend in Macabros' Gesicht. Doch im gleichen Augenblick war Macabros verschwunden.

Einen Atemzug lang war die Stelle leer, wo er noch eben gestanden hatte.

Im nächsten Atemzug aber war Macabros wieder da.

Ein Schwert blitzte in seiner Hand.

*

Macabros ließ die Waffe, die nur er schwingen konnte, durch die Luft zischen.

Der Kopf der ihn attackierenden Schlange flog davon.

Phantoma wich einen Schritt zurück.

Ihr Arm nahm wieder normales Aussehen an. Nichts daran fehlte. Kein Finger, keine Hand.

Ihre Linke verwandelte sich. Ein schauriger Echsenkopf mit nadelspitzen Zähnen wie ein Hai entwickelte sich übergroß, nahm die Hälfte ihrer Körpergröße ein.

Das Maul öffnete sich und schaumiger Speichel troff über die schmierigen Lippen.

Macabros wirbelte herum. Im gleichen Augenblick merkte er, daß seine Bewegungen langsamer wurden, weniger elastisch und kraftvoll.

Der Zweitkörper verlor an Festigkeit.

Die Strapazen der letzten halben Stunde waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen.

Aber er durfte nicht schwach werden, nicht in diesem Moment.

Boyd Fermeeren, seine Frau und Brian Shalfield waren in dem Augenblick verloren, da Macabros von der Bildfläche verschwand.

*

»Ich überlaß ihn dir«, stieß sie hervor.

Macabros richtete seine Aufmerksamkeit auf den Echsenkopf, der nach ihm schnappte. Er war in diesem Moment noch überzeugt davon,

daß Phantoma mit ihrer enormen Verwandlungsfähigkeit diesen Drachenkopf angesprochen hatte.

Doch das erregte Fauchen des Leoparden belehrte ihn eines anderen.

Der war gemeint, der sollte Macabros in den Rücken fallen.

Der geschmeidige Körper der Raubkatze löste sich beinahe schwerelos vom Erdboden.

Macabros reagierte schneller, als Phantoma erwartet hätte.

Das Schwert des Toten Gottes fuhr dem Leoparden genau zwischen die Augen und spaltete ihm den Schädel.

Kein Blut spritzte.

Nur ein furchtbares Brüllen erfüllte die Luft und eine dunkelgelbe, stickige Rauchwolke stieg auf, als wäre eine Bombe explodiert.

Ätzender Gestank.

Boyd und Cornelia Fermeeren mußten sich abwenden. Der Schwefeldampf brannte in ihren Augen.

Der Rauch verteilte sich schnell, wurde durchscheinend. Nur zwei große, glühende Augen schwebten durch die Luft, die sich sprühend auflösten wie ein Feuerwerkskörper, der platzte.

Die letzten Schwarzen, die bis zu diesem Moment noch auf dem Plateau ausgehalten hatten, spritzten davon, tauchten unter in der Nacht jenseits des Plateaus. Nun wurde es zuviel für sie.

*

Phantoma floh.

Auf ihre Art.

Ein großer Vogel erhob sich mit mächtigen Flügelschlägen, entkam dem Schwerthieb, den Macabros noch ausführte.

»Selbst dies würde dir nichts nützen!« hallte aus den Lüften herab.

Wie ein Geier hob sich der Vogel in die Lüfte, seine krallenbewehrten Beine streiften noch den Kopf Cornelia Fermeerens, die mit einem Aufschrei zu Boden stürzte.

Der Vogel verschwand, als hätte es ihn nie gegeben.

Phantomas schauriger Auftritt war beendet.

Widerstand war ihr entgegengesetzt worden. Sie hatte die Flucht ergriffen. Aber sie war noch nicht besiegt.

Macabros wirkte schon sehr schwach.

Er kam auf das Forscherehepaar zu. Boyd Fermeeren kniete neben seiner Frau. Sie blutete aus mehreren Wunden am Kopf.

»Wenn ich's nicht selbst erlebt hätte«, sagte der Holländer benommen, »ich würde es nicht glauben.« Mit Wasserstoffsuperoxyd tupfte er die Kratzwunden ab. Cornelia Fermeeren war weiter nichts passiert.

Macabros wurde fast durchscheinend.

Fermeeren konnte den nächtlichen Himmel und das Steppengras durch den Körper erkennen.

»Wir haben Ihnen viel zu verdanken«, sagte er ohne Furcht. »Wer sind Sie?«

Macabros lächelte. »Ich würde es Ihnen erklären. Aber mir bleibt nicht mehr die Zeit dazu. Ich muß mich noch um Mister Shalfield kümmern. Der wartet dort unten auf mich. Verlassen Sie vorerst dieses Gebiet! Fahren Sie zur nächsten Missionsstation und nehmen Sie Shalfield mit. Man muß erst einmal abwarten, wie die Dogon die Begegnung mit Phantoma verdauen.«

*

Über eines der Seile, das die Priester und Leichenbestatter zurückgelassen hatten, wurde Brian Shalfield der Rückweg auf das Plateau ermöglicht.

Die Dogon tauchten nicht wieder auf.

Macabros verschwand, noch ehe Shalfield den Kübelwagen des Forscherehepaares erreicht hatte.

*

Er konnte seinen Zweitkörper nicht mehr länger aufrechterhalten.

Erschöpft und schweißüberströmt brach Björn Hellmark auf dem Rücksitz des Taxis zusammen.

Von der Straße her näherte sich im gleichen Augenblick ein Polizeifahrzeug.

Als er aufwachte, lag er im Krankenhaus.

»Na endlich. Jetzt ist er wieder voll da«, sagte eine Stimme, die ihm vertraut vorkam.

Es war das gleiche Hospital, in das er nach dem rätselhaften Schuß eingeliefert worden war.

Der gleiche Arzt, die gleiche Schwester.

»Wir haben Ihnen gesagt, daß noch nicht alles vorbei ist, aber Sie wollten ja nicht hören«, sagte die Schwester. Er ließ sie in diesem Glauben.

»Diesmal kommen Sie nicht innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden hier weg. Man hat Sie bewußtlos in einem Taxi gefunden. Wir müssen Sie noch einmal gründlich untersuchen, Mr. Hellmark.«

Björn ließ den Arzt im Glauben, daß er innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden nicht hier verschwinden könnte.

Sie wußten nichts von seiner Fähigkeit, sich zu verdoppeln.

Er kam weg – als Macabros, während sein Originalkörper in einem sauberen Bett lag und auf die Untersuchungen wartete.

Er suchte die Missionsstation auf und beobachtete aus angemessener Entfernung das Ehepaar Fermeeren und Brian Shalfield, der mit neuer Kleidung versorgt worden war.

Macabros beobachtete Pegue, das Dorf, in dem Phantoma den Boden durch die Naturreligion der Bewohner für sich vorbereitet fand.

Die Begegnung mit der »schrecklichen Göttin« würde in die Mythen der Dogon eingehen, wie viele andere unerklärliche Erlebnisse und Vorkommnisse in einer fernen Vergangenheit.

Für die Menschen einer fernen Zukunft würde dies dann nur ein Teil einer rätselhaften und phantastischen Legende sein.

Doch es war noch nicht sicher, ob es eine solch ferne Zeit für die Menschheit überhaupt geben würde.

Die Menschen hatten Feinde, die an der Freiheit der diesseitigen Welt nagten.

Es gab Molochos, den finsteren Herrscher über das Dämonenreich, es gab Mandragora, die noch vor Molochos' Zeiten furchtbar in den Anfangszeiten der Erde gewütet hatte und darum von einer geheimnisvollen Kraft auf einen fernen Stern verbannt worden war. Aber die bösen Mächte gaben nicht auf, die Erde in das Verderben zu ziehen.

Nun war Phantoma gekommen. Ihr erster Auftritt deutete das Chaos an, das die Menschen erwarten würde, wenn sie nicht wachsam wären.

Björn Hellmark würde auf der Hut sein. Aber er war allein…

Nein, allein eigentlich nicht. Er hatte Carminia und Rani Mahay, den Koloß von Bhutan. Er hatte Pepe kennengelernt und hatte die Fähigkeit, sich zu verdoppeln.

Damit ließ sich schon einiges tun.

Es blieb still im Dogon-Reich. Phantoma kehrte nicht nach dort zurück.

Aber das reichte nicht, ihn zu beruhigen.

Phantoma lebte. Sie hatte sich in einen Vogel verwandelt und war davongeflogen.

Irgendwann, das wußte er, würde sie wieder in Erscheinung treten, und dann blieb abzuwarten, wer der Stärkere sein würde.

Er – oder sie, die auf die Dämonenmaske und das Schwert des Toten Gottes nur mit höllischem Gelächter geantwortet hatte.

ENDE